

EINFACH MACHEN

Thekla und Pola tun es.
Was und warum, steht
in diesem Heft.





Das Hamburger Kulturfestival

16

20.6.-6.7.2014

altonale

Straßenfest
4.7.-6.7.
2014

Label: nachhaltig international.

Kopenhagen
Altona

www.altonale.de

EDITORIAL



Einfach machen: Alessa Lippert von der Hanseatischen Materialverwaltung

Basteln, tauschen, helfen – das ist für eine wachsende Zahl von Menschen längst nicht mehr nur reines Privatvergnügen, sondern gemeinschaftliches politisches Handeln. Selbstorganisation und Eigeninitiative sind pragmatische Konsum- und Kapitalismuskritik. Auf fortschreitende Globalisierung wird mit Lokalisierung geantwortet.

„Einfach machen“ lautet der thematische Schwerpunkt der zweiten Ausgabe von ACHT. Mit informativen und inspirierenden Interviews und Porträts zeigen wir, wie Menschen die Dinge in die eigene Hand nehmen, um andere Formen des Miteinanders und Füreinanders zu finden und zu leben. Ob digitales Basteln, Tauschaktionen oder Wasserprojekte in der „Dritten Welt“ – kreative Menschen probieren neue Arten des Arbeitens und Zusammenlebens aus, ganz nach dem Motto „Do it yourself“. Die vielfältigen Projekte sind wunderbare Beispiele für ein selbstbestimmtes Leben und Lernen, vorrangiges Ziel auch aller Angebote der Hamburger Volkshochschule.

Viel Vergnügen bei der Lektüre wünscht: **DIE REDAKTION.**

P.S.: Bitte mailen Sie uns Fragen, Anregungen, Meinungen, Lob und Tadel: acht@vhs-hamburg.de

Dieses Magazin ist kostenlos. Wenn Sie Menschen in Hamburg unterstützen möchten, die sich VHS-Kurse nicht leisten können, dann spenden Sie für die Aktion „Mein Euro für die Bildung!“ -> www.bildung-fuer-alle.eu

INHALT

INTRO	EDITORIAL, CONTRIBUTORS, IMPRESSUM 3
NEWS	DAS FAHRRAD IM MUSEUM DER ARBEIT, MITMACHDEMOKRATIE, SOMMERATELIER, TERESA MATTOGNO 4
THEMA	TEILEN TAUSCHEN HELFEN 8
	Drei Interviews mit HamburgerInnen, die sich engagieren:
	— KLEIDEREI 9
	— HANSEATISCHE MATERIALVERWALTUNG 10
	— MEDIBÜRO 11
	KONSTRUIEREN STATT KONSUMIEREN
	Van Bo Le-Mentzel und seine Hartz-IV-Möbel 12
	DIE MACHER Über die Hamburger Maker-Szene 16
	DIE ZURÜCKEROBERUNG VON TECHNIK
	Interview mit Constanze Kurz, Chaos Computer Club 17
	DIE HONIGMACHERIN Imkerin Agnes Flügel erzählt 18
	5X5 Sprachen lernen – Fragen und Antworten 21
	ANALOG UND DIGITAL Das Prinzip „Do it yourself“ in der Hamburger Musikszene 22
GLOBAL	MIT FREUDE DIE WELT POSITIV VERÄNDERN
	Benni Adrion und Viva con Agua 26
GLOSSE	JAN, ODER EIN LEBEN IN ZAHLEN
	Begegnung mit einem „Self-Tracker“ 28
SCIENCE	„DO IT YOURSELF“ ALS LEBENSSTIL Ein Essay von Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner 30
PROFIL	„DIE REALITÄT IST SEHR VIEL BESSER ...“
	Die Singer-Songwriterin Cäthe im Gespräch 32
NERD	MARTIN SUKALE Ein Vinyl-Nerd 34

CONTRIBUTORS



KATHARINA MANZKE, JOURNALISTIN

Einfach machen! Wie gut das sein kann, erlebte Katharina Manzke (30) vor drei Jahren, als sie einen ungeliebten Job kündigte, die fränkische Kleinstadt verließ, um in Hamburg Journalistin zu werden. Bei ihrem Volontariat bei der SZENE HAMBURG lernte sie die Stadt aus vielen verschiedenen Perspektiven kennen. Heute arbeitet sie als freie Autorin, unter anderem für ACHT. Mit Vorliebe erzählt sie Geschichten über Menschen, die Neues wagen und die mit ihrem Mut herausfordern, selbst mutig zu sein.

SUSANNE BAUMANN, FOTOGRAFIN

Die Welt aus einem anderen Blickwinkel betrachten, Geschichten erfahren und erzählen. Dafür begeistert sich Susanne Baumann schon seit ihrer Kindheit. Als Kind durchstreifte sie ihre Heimat, das Alte Land, mit der Kamera und seit 2011 ist sie als freie Fotografin ständig auf der Suche nach spannenden Motiven. Die Jungfotografin reizte an ihrem Auftrag für die ACHT das Titelthema. Denn „Einfach machen“ war bisher nicht ihr Sujet, deshalb fing sie mit Begeisterung die Gesichter von verschiedenen „Machern“ für diese Ausgabe ein. Dabei stellte sie fest, dass das „Einfach-machen“ eigentlich ganz einfach ist, man muss es einfach nur machen ...



IMPRESSUM

Herausgeber:
Hamburger Volkshochschule
Schanzenstraße 75
20357 Hamburg
E-Mail: acht@vhs-hamburg.de
www.vhs-hamburg.de
Verantwortlich i. S. d. P.:
Joachim Sucker, c/o Hamburger Volkshochschule
Redaktion: Pawel Sprawka, Kerstin Estherr, Andreas Homann, Dr. Antje von Rein, Hamburger Volkshochschule
Artdirektion: Andreas Homann
Anzeigen und Vertrieb:
Cult Promotion e.K.,
Agentur für Kulturmarketing,
anzeigen@cultpromotion.com
Druck: Neef + Stumme
Premium Printing GmbH & Co. KG,
Wittingen

ALLGEMEINE INFORMATIONEN
-> Dieses Heft als PDF-Dokument finden Sie auch auf der Homepage www.vhs-hamburg.de

-> Das neue Gesamtprogramm der Hamburger Volkshochschule erscheint Mitte August und ist in allen VHS-Zentren, Bücherhallen und Budni-Filialen kostenlos erhältlich
-> Alle Kurse und Informationen auf Homepage www.vhs-hamburg.de
-> Hotline 4 28 41 42 84
-> Find us on Facebook!



Fahrradfahrern ein Gesicht geben:
Das Fotoprojekt
„We Are Traffic“ ist
Teil der Ausstellung
„Das Fahrrad – Kultur,
Technik, Mobilität“
im Museum der Arbeit.
Infos zu Ausstellung
und Critical Mass:
-> www.museum-der-arbeit.de
-> www.criticalmass-hh.de

LEBENSGEFÜHL+ CRITICAL MASS

Ein Fahrrad ist nicht bloß ein Zweirad. Es ist Arbeitsgerät, Sportausrüstung oder Statussymbol – je nachdem, wer sich in den Sattel schwingt. Es kann aber auch ein politisches Symbol sein, wie an jedem letzten Freitagabend im Monat. Dann treffen sich in Hamburg bei der „Critical Mass“ tausende Radfahrer, um mit einem Happening einen Abend lang die Herrschaft auf den Straßen zu übernehmen und gegen die Auto-Monokultur sowie die zunehmenden Verkehrs- und Mobilitätsprobleme in der Stadt zu demonstrieren.

Diesen verschiedenen Aspekten rund um das Thema „Fahrrad“ widmet sich jetzt bis zum 1. März 2015 die Ausstellung „Das Fahrrad – Kultur, Technik, Mobilität“ im Museum der Arbeit. Dabei werden sowohl technische und gesellschaftliche Entwicklungen als auch Design und Verkehrsstrategien anhand von hundert Zweirädern aus verschiedenen Zeiten präsentiert. Außerdem wirft die Schau einen Blick auf die Zukunft des Radfahrens.

Mit der Gegenwart des Fahrrads beschäftigt sich auch das Online-Foto-Projekt „We Are Traffic“ von Björn Lexius (ACHT-Lesern aus der letzten Ausgabe bekannt) und Till Gläser. Die Hamburger Fotografen sind leidenschaftliche Radfahrer. Sie haben in ihrer Fotoserie über 100 Hamburger Radler abgelichtet. Von Damenrad über Rennrad bis hin zum Tandem ist jede Variante dabei. Mit diesem Fotoprojekt bekommen die Fahrer auf den Rädern ein Gesicht. Die Bilder von „We Are Traffic“ zeigen auch, dass das Radfahren eine echte Lebenseinstellung ist.

Alle Radfahrerporträts sind auf www.wearetraffic.de zu sehen. Björn Lexius und Till Gläser wollen in den nächsten Monaten einen Bildband mit ihren Fotos veröffentlichen – finanziert durch Crowdfunding.



Selber mit dem Fahrrad vorankommen bei der Hamburger Volkshochschule, z. B. im Kurs „Mit Zeichenstift und Fahrrad unterwegs in Wilhelmsburg“ 0251MMW17 -> www.vhs-hamburg.de

Aktiv bei
Twitter, Google+
und Co - Kritisches
Know-how für indivi-
duelle Beteiligung.
VHS-Kurs
3250MMW04

Demokratie? Einfach machen!

Mitmachdemokratie statt Zuschauerdemokratie

Demokratie lebt bekanntlich von Meinungsfreiheit und vom Dialog. Doch für einen direkten Austausch braucht es auch ein Forum. Das Internetportal „abgeordnetenwatch.de“ stellt genau das zur Verfügung. Hier können Politiker sich den Fragen von Bürgerinnen und Bürgern stellen. Das Portal ist seit Dezember 2004 im Netz und hat Politiker auf Tuchfühlung mit ihren Wählern gebracht. Vom Bundeswehreinsatz in Afghanistan über Privatisierungen der Wasserwerke bis zum Zebrastreifen vor der Schule reichen die diskutierten Fragen.

Gregor Hackmack gehört zu den Gründern des Portals, das von dem gemeinnützigen Verein „Mehr Demokratie“ getragen wird. Erst vernetzte er das Hamburger Stadtparlament, dann

den deutschen Bundestag. Das Portal erhielt bedeutende Preise, darunter den „Deutschen Engagement Preis 2011“ sowie den „Democracy Award 2013“. Jetzt hat Gregor Hackmack seine Erfahrungen zusammengefasst: „Demokratie einfach machen – Ein Update für unsere Politik“ heißt das Buch des 36-Jährigen, in dem er an konkreten Beispielen zeigt, warum die Bürger die Politik nicht den Politikern überlassen dürfen, und dass mehr direkte Demokratie ein wirksames Mittel gegen Missstände, Intransparenz, Entfremdung und Oligarchiebildung ist.

„Demokratie einfach machen – Ein Update für unsere Politik“, 160 Seiten, edition Körber-Stiftung, Preis: 14 Euro



Der Mitbegründer und Geschäftsführer von „abgeordnetenwatch.de“, Gregor Hackmack, kämpft für direkte Demokratie

SOMMER- ATELIER

Künstlerische
Auseinandersetzungen
mitten im Hafen



Die Hamburger Volkshochschule macht's möglich: unter fachkundiger Anleitung Kunst im Hamburger Hafen herstellen

Der Hamburger Hafen: Hinter den Kränen ist die Skyline der Stadt zu sehen, Schiffe liegen am Kai, Pontons bewegen sich gemächlich mit den Wellen. Es ist ein Ort, der alle Sinne inspiriert. Im August macht es das VHS-Sommeratelier vier Tage lang möglich, Eindrücke auf dem Hafengelände künstlerisch zu verwandeln, und zwar auf sehr unterschiedliche Weise. Beim Malen, Zeichnen, Bildhauern oder kreativen Schreiben entwickelt sich mit fachkundiger Unterstützung von Künstlern und Dozenten eine neue spannende Kunst. Wer schon immer einmal einfach mal ausprobieren wollte, was künstlerisch in ihm oder ihr steckt, ist hier genau richtig.

www.vhs-hamburg.de/sommeratelier

Eine Sprachästhetin

Die Italienisch-Lehrerin
Teresa Mattogno ist eine
begeisterte Sprachpädagogin



Teresa Mattogno ist ein Sprachmensch. Wenn sie ihre Sätze formuliert, ist jedes Wort durchdacht und genau platziert. Eine harmonische Stimmung geht durch ihre Rede. Die Sätze bilden wohlproportionierte Reihen, denen man gebannt lauschen muss. Und das, obwohl Deutsch für sie eine Fremdsprache ist. Eine Fremdsprache, die die gebürtige Römerin erlernen musste, als sie Anfang der 1980er Jahre nach einem abgeschlossenen Psychologiestudium der Liebe wegen nach Hamburg gezogen ist. „Ich hatte keine Ahnung von der deutschen Sprache, ich konnte damals nur Fremdwörter, wie ‚reparieren‘ oder ‚telefonieren‘ verstehen. Der Rest war eine tiefe Dunkelheit“, erinnert sie sich heute.

Diese sprachliche Dunkelheit zu überwinden und sich frei in der neuen Umgebung zu bewegen, das war ihre große Motivation, um die deutsche Sprache so schnell wie möglich zu beherrschen. Sie hat verschiedene Sprachkurse besucht und an der Hamburger Uni Deutsch gelernt. Auch die alltägliche Kommunikation in der Familie hat ihre sprachlichen Fähigkeiten weiter geschärft. „Wer sich eine Sprache aneignen will, sollte so viel reden wie möglich und alle Sinne nutzen“, sagt Teresa Mattogno. Dabei ist die richtige Motivation entscheidend: „Eine Sprache zu erlernen steht und fällt mit der Motivation.“

Deshalb ist es ihr auch besonders wichtig bei ihren Italienisch-Kursen, die sie seit über 30 Jahren an der Hamburger Volkshochschule anbietet, die Teilnehmer durch individualisierte Lerninhalte zu motivieren. „Der Lernende muss die Gelegenheit haben, über interessante Themen aktiv zu sprechen, sich zu artikulieren, und der Lehrer muss diese Voraussetzungen schaffen. Und diese müssen auch individuell sein. Schließlich kommt es immer auf den konkreten Menschen an.“

→ Siehe auch 5x5 auf Seite 21

Wegen der Liebe
von Rom nach
Hamburg gezogen:
Teresa Mattogno



Italienisch
bei der Hamburger
Volkshochschule

Wer bei Teresa Mattogno-Nattkämpfer Italienisch lernen möchte, kann dies im ganzen Stadtgebiet auf verschiedenen Stufen machen – einfach mal reinschauen unter:
→ www.vhs-hamburg.de/italienisch

EINFACH MACHEN

Man kann nicht alles können, aber fast alles lernen: Ob man sich an Vorlagen und Bauanleitungen orientiert oder seiner Kreativität freien Lauf lässt – „Do it yourself“ verschafft das befriedigende Gefühl, etwas mit den eigenen Händen erschaffen zu haben.



Politische und soziale Umwälzungen erfordern ein leibhaftiges Engagement. So wie in der ehemaligen Viktoria-Kaserne in Altona: Hier arbeiten Kreative aus verschiedenen Bereichen zusammen, um neue Räume des Selbermachens und Teilens zu erschaffen.



Es gibt Projekte und Tätigkeiten die sind so toll, so sinnvoll und so wichtig, dass man sich fragt: Warum machen das nicht mehr Leute? Warum ist da nicht schon früher einer drauf gekommen? War vielleicht ja so, aber trotzdem gab es keinen, der die Ideen auch in die Tat umgesetzt hat. Wir stellen Menschen aus Hamburg vor, die statt zu träumen oder zu meckern, einfach tun, was sie für richtig halten und so das Leben in der Stadt bereichern.

INTERVIEWS:
KATHARINA MANZKE

FOTOGRAFIE:
SUSANNE BAUMANN

TEILEN TAUSCHEN HELFFEN



Kreative
Großstadtmenschen
probieren neue
Arten des
gemeinschaftlichen
Handelns

BEGEHBARER KLEIDERSCHRANK



Experimentierspaß mit Mode fernab von blindem Konsumverhalten – die Kleidererei in der Bartelsstraße macht es möglich. Thekla Wilkening und Pola Fendel, die Gründerinnen der Kleidererei, sprechen über ihre Klamottenbibliothek.



„Kleidererei“:
Klamotten teilen mit
Pola Fendel (links)
und Thekla Wilkening

Abendkleid, Schuhe, Mäntel, Glitzertops ... Eure Kundinnen können sich bei Euch alle Arten von Frauenkleidern ausleihen. Haben sie diese satt, bringen sie sie wieder zurück, statt sie wegzuwerfen. Wie bewusst sind Gedanken um Nachhaltigkeit in Eure Geschäftsidee eingeflossen?

Thekla Wilkening: Begonnen hat eigentlich alles mit einer Schnapsidee. Wir hatten vor dem Weggehen das Gefühl, nichts zum Anziehen zu haben und haben uns gefragt: Wieso kann man Sachen nicht erstmal leihen, um rauszufinden, ob sie was für einen sind? Als wir dann tatsächlich ein Konzept entwickelt haben, hat Nachhaltigkeit schon eine Rolle gespielt. Ich studiere Bekleidungstechnik, beschäftige mich viel mit den Produktionsabläufen von Kleidung und zwangsläufig auch mit der Belastung, die diese für Umwelt und Menschen darstellen. Am sinnvollsten ist es, das zu behalten, was da ist.

Pola Fendel: Wir haben die „Kleidererei“ nicht nur aufgemacht, weil wir dachten, das bringt bestimmt Spaß, sondern auch, weil es eine Relevanz hat. Wir erfüllen unseren Kundinnen sozusagen den Traum vom begehbaren Kleiderschrank, in dem man immer wieder etwas Neues bekommen kann, ohne viel Geld ausgeben oder sich selbst vollmüllen zu müssen.

Was ist, wenn man sich so sehr in ein Kleidungsstück verliebt, dass man es nicht mehr hergeben möchte?

Thekla: Das passiert nie. Unsere Kundinnen dürfen die Sachen nach dem Zurückbringen noch mal mitnehmen. Das machen sie höchstens zweimal, weil sie die Teile dann einfach über haben. Das „Habenwollen“-Gefühl geht ganz schnell weg. Die Leute wollen etwas Neues und den Reiz des Neuen kann man über Leihen erreichen.

Pola: Ich habe zwei Teile im Schrank, die ich nie verleihen würde. Aber die zieh ich höchstens zweimal im Jahr an. Durch die „Kleidererei“ kann man gut sparen, um so für etwas ganz Tolles auch mal mehr Geld ausgeben zu können.

Wer sind Eure Kundinnen?

Thekla: Die meisten sind zwischen 18 und 30 Jahre alt und arbeiten in kreativen Berufen. Auch viele Studentinnen mit knappem Budget sind dabei. Es kommen aber auch ältere Frauen, die die „Kleidererei“ cool finden, weil sie das früher auch so gemacht haben wie wir.

Jeder verbindet mit einem Kleidungsstück ja etwas anderes. So lädt sich ein einziges Teil mit Geschichten auf. Das ist bestimmt interessant für Euch.

Pola: Wir haben uns auch tatsächlich vorgenommen, die Kleidungsstücke mit ihren Geschichten zu versehen. Und wir wollen eine Weltkarte aufhängen, auf der die Leute mit Pins kennzeichnen können, wohin sie mit den Teilen verreist sind. Viele Kleider sind schon weit durch Europa gekommen, besonders in südliche Länder. ☺

Die „Kleidererei“ wurde im Jahr 2012 von Pola Fendel und Thekla Wilkening gegründet. Die Mitgliedschaft kostet 14 Euro im Monat, kann einmalig ausprobiert oder im Abo verlängert werden. Kundinnen können sich bis zu zwei Teile pro Woche aus einem Fundus von 1.400 Teilen ausleihen, in dem man neben Kleidung von H&M und Vintage-Ware auch erlesene Designerstücke findet.

-> Bartelsstraße 65
Öffnungszeiten:
Mo-Fr 17-20 Uhr,
jeden 1. Samstag
15-18 Uhr

-> www.facebook.com/Kleidererei
-> www.kleidererei.tumblr.com



Fashion Recycling bei der Hamburger Volkshochschule
Selber tätig werden kann man z. B. im VHS-Kurs 0120MMW01 Fashion Recycling
-> www.vhs-hamburg.de

GERETTETE SCHÄTZE



„Hanseatische Materialverwaltung“:
Alessa Lippert und ihre
recyclebaren Schätze

Die „Hanseatische Materialverwaltung“

wurde vor einem Jahr von Petra Sommer und Jens Gottschau gegründet. Als gemeinnütziger Fundus und Pionierprojekt für das Kreativ-Quartier Oberhafen wird das Projekt von der Hamburger Kulturbehörde, der Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt, der Hafen-City Hamburg GmbH und der Hamburg Kreativ Gesellschaft mit einer Anschubfinanzierung gefördert. In Europa ist die Institution, die sich am New Yorker Projekt „Material for the arts“ orientiert, einmalig.

-> Stockmeyerstr. 41-43
Öffnungszeiten:
Mo-Fr 10-18 Uhr
-> www.hanseatische-materialverwaltung.de
-> www.facebook.com/Hanseatischematerialverwaltung

Warum sammelt und verwaltet Ihr Material, das normalerweise weggeschmissen würde?

Alessa Lippert: Weil es einfach so wichtig ist und total sinnvoll. Man sieht es daran, dass es die Leute so zufrieden macht: Der Bühnenbauer, der mit viel Herzblut einen sechs Meter langen Schiffsbug für „Die kleine Meerjungfrau“ im Schauspielhaus geschaffen hat, freut sich, wenn sein Werk noch mal für einen guten Zweck verwendet wird, und die Materialnutzer sind froh über das tolle Requisit. Leute mit nicht so viel Geld haben durch uns Materialien zur Verfügung, die sie sich sonst nicht leisten könnten und können ihre Projekte realisieren.

Ist Euer Fundus für alle da?

Wir sind offen für alle, nur unter unterschiedlichen Bedingungen für gemeinnützige und kommerzielle Projekte. Gemeinnützige, ehrenamtliche Projekte unterstützen wir am meisten. Zum Beispiel studentische Projekte, Projekte für Berufs- und Schulbildung oder Umweltprojekte. Kommt hier auch mal eine Filmproduktion rein, die ein höheres Budget hat, dann müssen die auch mehr zahlen: 19 Prozent Mehrwertsteuer statt 7 Prozent.

Wie viele Projekte habt Ihr seit der Gründung vor einem Jahr unterstützt?

Rund 400. Unser Netzwerk ist mittlerweile so groß, dass wir noch viel mehr Material haben und auch weit mehr Projekte unterstützen könnten. Trotzdem begrenzt sich das Ganze ein bisschen von selbst.

In den Lagerräumen der Hanseatischen Materialverwaltung am Oberhafen können Kreative viele Dinge für neue Ideen günstig kaufen oder leihen. Das Besondere: Requisiten, Kulissenteile und Rohmaterial stammen von bereits abgeschlossenen Projekten und Produktionen.

Alessa Lippert rettet sie gemeinsam mit Petra Sommer und Jens Gottschau vor der Verschrottung.



Wo liegen die Schwierigkeiten?

Zum einen ist das eine Frage des Platzes. Trotz ihrer rund 600 Quadratmeter und der zweiten Ebene ist unsere Halle begrenzt. Es ist eine tägliche Herausforderung, hier Ordnung zu halten und die Materialien zu veräumen. Zum anderen sind wir hier ja trotz vieler ehrenamtlicher Helfer im Kern nur zu dritt und arbeiten jetzt schon bis an die Grenzen des menschlich Machbaren. Weil wir die Sachen möglichst günstig rausgeben wollen, ist es grundsätzlich schwierig, unsere Fixkosten einzuspielen. Durch eine finanzielle Förderung von der Stadt konnten wir uns bisher über Wasser halten, diese läuft aber Ende des Jahres aus. Um jetzt richtig durchzustarten, bräuchten wir noch mal Unterstützung.

Kannst Du ein aktuelles Projekt nennen, das von Euch unterstützt wird? Mit welchen Materialien wird es umgesetzt?

Leute vom Lichthof Theater haben sich für das Stück „Wunder Dich“ zum Beispiel unseren „großen Urknall“ geholt, ein auf Messestoff gemaltes Universum in den Maßen fünf mal acht Meter, den sie als Hintergrund nutzen. Außerdem Kleinrequisiten einer der letzten analogen Film-Kopierwerkstätten aus Hamburg. Von Atlantik-Film haben wir eine Menge Sachen in ganz skurrilen Formen und Dimensionen in unserem Lager. ∞

MISSSTANDSAMT



Das Medibüro hilft Menschen bei gesundheitlichen Problemen, ganz egal, wo sie herkommen und ob sie versichert sind. ACHT sprach mit drei Mitarbeiterinnen.

W arum engagiert Ihr Euch im „Medibüro“?

Lela Hatzelmann: Als Krankenschwester habe ich erlebt, wie Patienten ohne Krankenversicherung nicht behandelt wurden. Gegen diese Ungerechtigkeit will ich etwas tun.

Christiane Wiedemann: Das Grundrecht, zum Arzt gehen zu können, wird vielen verwehrt. Über das „Medibüro“ kann ich mich politisch engagieren, gerade in Hinsicht auf Probleme, mit denen ich als Gesundheits- und Krankenpflegerin oft zu tun habe.

Svenja Schöneich: Über mein Ethnologie-Studium habe ich mich mit Illegalisierung in Hamburg beschäftigt. So kam ich zum „Medibüro“. Viele unserer Patienten leben illegal in der Stadt. Mit Medizin habe ich nichts zu tun, ich verstehe mich vor allem als politische Aktivistin.

Braucht man denn kein medizinisches Fachwissen, um bei Euch mitzumachen?

Svenja: Hinter dem „Medibüro“ steht ein Netzwerk aus 150 Praxen, vom Zahnarzt über die Gynäkologin bis hin zum Psychotherapeuten. Wir als Beratungs- und Vermittlungsgruppe sind etwa 20 Leute unterschiedlicher Altersstufen. Unsere Aufgabe ist es, die Patienten in das Netzwerk zu vermitteln. Dafür brauchen wir nicht unbedingt medizinisches Fachwissen.

Christiane: Wir geben konkrete, praktische Hilfe, ganz niederschwellig. Bei uns muss man keinen Ausweis vorlegen. Man sagt seinen Vornamen und das Problem und dann versuchen wir, so schnell wie möglich zu helfen.

Wann stoßt ihr dabei an Eure Grenzen?

Lela: Besonders dann, wenn Patienten ins Kranken-

haus müssen. Es kommt vor, dass ein Patient trotz Notlage nicht ins Krankenhaus gehen will, weil er Angst hat, dort seine Identität preisgeben zu müssen.

Christiane: Und wenn man keine Krankenversicherung hat und nicht unterschreibt, dass man die Behandlung bezahlen kann, ist es nicht selbstverständlich, dass man behandelt wird, selbst in der Notaufnahme.

Lela: Schlimm finde ich, dass die Leute so lange warten müssen. Sie warten zum Beispiel mit üblen Zahnschmerzen auf den „Medibüro“-Termin und danach dauert es wieder, bis sie wirklich behandelt werden.

Wäre es denn möglich, das „Medibüro“ öfter als zwei Tage in der Woche zu öffnen?

Lela: Das ist schwierig, weil wir das ja alle ehrenamtlich machen.

Svenja: Außerdem überbrücken wir durch unsere Arbeit sowieso schon den Engpass, den wir bemängeln. Wir wollen keine Parallelstruktur entwickeln, die dafür sorgt, dass alle Illegalisierten in Hamburg behandelt werden können. Das darf nicht die Lösung sein.

Lela: Unter den momentanen Umständen ist es wichtig und notwendig, dass wir diese Arbeit machen. Trotzdem wäre es schön, wenn es das „Medibüro“ nicht geben müsste. Die Lücken, die wir überbrücken, müssten von Regierungsseite im System registriert und repariert werden.

Svenja: Deswegen habe ich auch ein Problem mit dem Wort „Ehrenamt“. Es ist keine „Ehre“, das zu machen, es ist ein Missstand. Wir machen ein Missstandsamt! ∞

Engagiert: Lela Hatzelmann und Svenja Schöneich vom „Medibüro Hamburg“; Christiane Wiedemann war bei unserem Fototermin leider im Urlaub ...

Das Medibüro Hamburg wurde 1994 als Reaktion auf rassistische Tendenzen der damaligen Zeit gegründet. Durch das Ärztenetzwerk und die kostenlose Beratungsstelle wurde eine Anlaufstelle für illegalisierte Menschen in Hamburg geschaffen. Die Beratungsstelle finanziert sich durch Spenden und arbeitet unabhängig von Kirchen, Parteien oder anderen Institutionen. Auf bundesweiter Ebene ist das Medibüro Hamburg mit anderen medizinischen Beratungsstellen sowie antirassistischen politischen Organisationen vernetzt.
-> Hospitalstraße 109, Öffnungszeiten: Mo und Do 15-17 Uhr
-> www.medibuero-hamburg.org

Van Bo Le-Mentzel ist 36 Jahre jung, Architekt, verheiratet, Vater eines Sohnes und ein Berliner. Einem breiteren Publikum ist er durch sein Projekt Hartz-IV-Möbel bekannt geworden. Seine Baupläne zum Download ermöglichen auch Menschen mit wenig Geld, ein schönes modernes Möbelstück selbstbauen zu können. Van Bo will mit seinen Projekten neue Formen des Wirtschaftens ergründen, weil er glaubt, dass der bisherige Kapitalismus mit dem ewigen Wachstum nicht mehr in unsere Zeit passt. Darüber und über seine Sicht auf die Volkshochschule sowie viele andere Themen hat ACHT mit Van Bo Le-Mentzel gesprochen.

KONSTRUIEREN KONSUM IEREN STATT

BUILD
MORE
BUY
LESS



Herr Le-Mentzel, kann man mit Design die Welt humaner machen kann?

Mich stört der Begriff Design. Er ist etwas abgenutzt. Ich benutze lieber das Wort Gestaltung. Und ja, mit einer verführerischen Gestaltung lässt sich die Welt humaner machen. Ich glaube schon, dass die Art, wie die Dinge um uns herum gestaltet sind, einen großen Einfluss auf unsere Wahrnehmung der Welt haben.

Wollen Sie mit Ihren Projekten die Welt verändern?

Ja. Es gibt in Deutschland eine Eigenart, dass die Bezeichnung „Gutmensch“ negativ gemeint ist. Es ist absurd, dass ein Mensch, der etwas Gutes machen will, sich eventuell dafür rechtfertigen muss. Ich bin aber so ein „Gutmensch“. Ich sehe wirklich meinen Lebenszweck darin, anderen Leuten etwas zu geben. Das hat vielleicht mit meiner Biografie zu tun, weil ich aus einer Flüchtlingsfamilie komme. Und mir wurde hier in Deutschland sehr viel gegeben. Vielleicht habe ich deswegen das große Bedürfnis, anderen Menschen etwas zurückzugeben. Ich bin der Meinung, dass wir mit unserer begrenzten Lebenszeit etwas wirklich Sinnvolles anfangen sollten. Und an einer besseren Welt zu arbeiten ist etwas Sinnvolles.

Sie haben gerade erzählt, dass Sie als Flüchtling nach Deutschland gekommen sind. Hat diese Erfahrung Ihre Arbeit beeinflusst?

Unbedingt. Es ärgert mich unglaublich, dass Menschen wie ich, also Flüchtlinge, hier nicht sein dürfen, weil sie unerwünscht sind. Oder dass in unserer Gesellschaft bestimmte Gruppen sozial oder kulturell benachteiligt werden. Das ist eine traurige Realität. Diese benachteiligten Menschen könnten aber einen großartigen Beitrag zu deutscher Kultur und zu einem besseren Leben in Deutschland leisten. Das Gefühl, die Ungerechtigkeiten beseitigen zu wollen, das ist bei mir der Antrieb, Dinge zum Besseren verändern zu wollen.

Sie sagen, dass „selber bauen“ glücklich mache. Was meinen Sie damit?

Ich glaube, es steckt in unserer Natur, dass wir etwas mit unseren Händen oder Gedanken bauen wollen. Es wurde uns in den letzten Jahrzehnten eingeredet, dass es besser ist zu konsumieren statt zu konstruieren. Dass es normal ist, nur zu konsumieren: Essen, Bildung, Urlaub und sogar Menschen. Dieses Verhalten hat dazu geführt, dass uns das eigene Denken abtrainiert wurde. Und dieses Denken überträgt sich auch auf die Politik: Alle vier Jahre darf gewählt werden, aber bitte keine Volksentscheide einführen. Ich habe das Gefühl, dass das selbstständige Denken von den Mächtigen in unserer Gesellschaft nicht erwünscht ist.

Was meinen Sie mit der Forderung „konstruieren statt konsumieren“?

Man kann in allen Bereichen konstruieren. Man kann einen Stuhl konstruieren oder einen Schuh gestalten. Man kann sich aber auch fragen, wie die Produkte des täglichen Bedarfs nachhaltiger und menschlicher produziert werden. Man kann die Missstände konstruktiv kritisieren und versuchen, neue Lösungen zu finden. Zum Beispiel, indem man bewusster kauft und nicht einfach nur stupide konsumiert. Oder die Dinge einfach selber baut, repariert, erneuert, modifiziert, wieder verwertet.

Sie beziehen sich bei Ihrer Arbeit auf den Grundgedanken der Volkshochschule „Lebenslanges Lernen“. Stimmt das?

„Lebenslanges Lernen“ ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Die Bildung endet nicht mit der Schule, der Berufsausbildung oder dem Studium, denn das Gehirn ist

eigentlich immer an. Die Volkshochschule ist für mich aber auch aus einem anderen Grund sehr interessant. Ihre Idee ist nämlich einmalig und zeitlos. Für den Wegbereiter der Volkshochschulbewegung, den dänischen Philosophen und Pädagogen Nikolai Frederik Severin Grundtvig, sollte Bildung für alle möglich sein, unabhängig von der gesellschaftlichen Position der Menschen. Er wollte die Bildung demokratisch gestalten. Das war zu damaliger Zeit revolutionär. Heute ist dieses revolutionäre Erbe leider vielen Menschen nicht mehr bewusst. Ich finde aber, dass wir uns unbedingt an diese Ideen erinnern sollten, um über neue gesellschaftliche Ansätze nachdenken zu können.

Sind die Menschen denn für solche Ideen aufnahmebereit?

Ja, das ist meine tägliche Erfahrung. Mir ist aufgefallen, dass die Menschen, die sich für meine Projekte interessieren und mich unterstützen, Menschen sind, die sich im Umbruch befinden. Sie hinterfragen sich selbst, ihr Leben und die Gesellschaft. Sie suchen etwas. Und mein Eindruck ist, dass diese Gruppe immer größer wird, weil viele Menschen mehr wollen. Sie wollen nicht nur funktionieren. Sie wollen etwas Sinnvolles machen. Etwas, das auch anderen Menschen dient.

Was bedeutet für Sie das Wort „Hartz IV“?

Es ist ein Schimpfwort. Es ist eines der hässlichsten Worte, die es in Deutschland gibt. Und das war auch der Grund, weswegen ich es für mein Projekt „Hartz IV-Möbel“ gewählt habe. Ich wollte zwei Dinge zusammenbringen. Einmal etwas, das die Deutschen hassen und wovon sie Angst haben, und dann das Schönste, etwas, das die Deutschen lieben. Die Deutschen lieben Einrichtungen und Möbel. Ich wollte sehen, was passiert, wenn ich die beiden Sachen zusammenbringe, welche Reibungen da entstehen werden.

Wie ist es zu dem „Hartz-IV-Möbel“-Projekt gekommen?

Auf die Idee bin ich bei einem Tischlerkurs der Berliner Volkshochschule gekommen. Das war ein Drei-Tage-Kurs. In diesen drei Tagen habe ich einen Stuhl gebaut. Den Stuhl habe ich „24 Euro Chair“ genannt, weil er nur 24 Euro gekostet hat. Ich fand es toll, dass jeder sich so einen Stuhl bauen kann. Und ich dachte mir, ich könnte meine Ideen dazu in einem Buch zusammenfassen. Es ist ein Bastelbuch für alle geworden, die mit wenig Geld, Möbel bauen können. Zugleich sehe ich das Buch auch als ein Manifest für eine demokratische Gestaltung.

Das ist ein gutes Stichwort. Sollte Gestaltung demokratisch und für alle erschwinglich sein?

Unbedingt. Nicht nur die Gestaltung. Alle Güter sollten für alle erschwinglich sein. Die Menschen sollten selbst demokratisch entscheiden, wie sie mit ihren Gütern umgehen. Und dazu gehört auch die Frage: Wer macht die Güter? Wer bestimmt zum Beispiel die Gestalt von einem Stuhl. Nur ein Designer oder ein Ingenieur? Ich bin der Meinung, dass der Mensch, der den Gegenstand benutzt, auch darüber entscheiden müsste, wie er aussehen soll. Und die beste Mitsprachemöglichkeit besteht darin, es einfach selbst zu machen.

Der Gedanke des „Do it yourself“ ist für Sie also ganz wichtig?

Ja. Dieser Gedanke war in den 1970er Jahren sehr präsent in der Gesellschaft. Dann wurde es ruhiger um ihn. Jetzt erlebt er eine Renaissance. Es ist aber zugleich ein Paradigmenwechsel, weil wir heute auf einmal selbst Energie erzeugen können. Oder hochkomplexe Technik mit einer Anleitung aus dem Netz bauen können. Wir sind nicht mehr abhängig von den großen Konzernen. Und von daher

INTERVIEW:
KERSTIN ESTHERR,
PAWEŁ SPRAWKA

FOTOGRAFIE:
TINA LINSTER

Van Bo Le-Mentzel ist 1977 in Laos geboren und 1979 nach Deutschland geflohen. Er absolvierte erfolgreich sein Architekturstudium an der Beuth Hochschule für Technik Berlin. Van Bo Le-Mentzel ist Initiator mehrerer Projekte wie z. B. „Underground Classic“, bei dem U-Bahn-Musiker auf Musiker der Deutschen Oper treffen. Seit fünf Jahren arbeitet er als Stratege bei der Kreativagentur „dan pearlman“ im Bereich Markenarchitektur. Anfang 2010 absolvierte der junge Architekt erstmals einen Tischler-Wochenendkurs an der Berliner Volkshochschule, bei dem er den „24 Euro Chair“ erfand. Zunehmend an Bekanntheit gewann er durch die Entwicklung der „Hartz-IV-Designermöbel“ zum Selbstbau mit geringem Kostenaufwand und durch sein erfolgreiches Crowdfunding-Projekt zur Finanzierung des „Hartz-IV-Möbelbuchs“ auf „startnext.de“.

Weitere Infos unter:
-> www.hartzivmoebel.blogspot.de
-> www.facebook.com/buildmorebugless



**„Do it yourself“
bei der Hamburger
Volkshochschule**

Selber machen und recyceln, mit Textil, Papier, Holz oder Metall können Sie in den Werkstatt-Kursen der VHS mit Themen wie z. B. Fashion-Recycling, Re-Design, Upcycling statt Recycling, Papierskulpturen und -objekte, Tischlern oder im Workshop „jung steel“.
→ www.vhs-hamburg.de/recycleIn

ist die „Do it yourself“-Idee eine großartige Methode, um die Menschen souveräner zu machen. Deswegen ist die Idee auch hochpolitisch.

Sind Sie mit Ihren Ideen eine Gefahr für die Großunternehmen?

Große, auf Wachstum ausgerichtete Unternehmen wie Nike, Vitra oder Ikea mögen mich wirklich nicht. Weil ich gegen ein sinnloses Wachstum bin. Die Menschen, die in diesen Unternehmen arbeiten, sind jedoch meist sehr intelligent und empathisch. Sie mögen meine Projekte und würden das auch gerne machen. Aber ihre Firmen erlauben es ihnen nicht, nachhaltig und ressourcenschonend zu arbeiten.

Wie wichtig ist das Crowdfunding für Ihre Projekte?

Crowdfunding ist für mich die demokratischste Form der Kapitalbeschaffung. Es ist für mich die einzige in Frage kommende Finanzierungsform. Vor Crowdfunding war man von Banken oder Unternehmen abhängig, wenn man eigene Projekte finanzieren wollte. Jetzt ist es nicht mehr so. Bei Crowdfunding entscheiden die Menschen und nicht irgendwelche Chefs von Banken oder Unternehmen, ob sie ein Projekt unterstützen möchten. Das Crowdfunding ist genial und revolutionär.

An welchen Projekten arbeiten Sie im Moment?

Ich arbeite gerade daran, meinen Arbeitsplatz abzuschaffen. Ich bin in einer Architekturfirma beschäftigt. Ich mag diese Firma sehr, aber ich sehe die Zwänge, in die jede Firma gerät, wenn sie eine bestimmte Größe erreicht hat. Sie muss weiter wachsen, der Gewinn muss gesteigert werden, die Leute wollen mehr Geld verdienen usw. Und ich möchte meiner Firma dabei helfen, diesen Weg nicht zu beschreiten. Ich dachte, ich fange mit mir

selbst an und sage, dass ich kein Geld von meiner Firma haben möchte. Ein Jahr lang verzichte ich auf mein Gehalt, arbeite aber weiterhin für meine Firma. Daneben würde ich gerne auch andere Projekte anstoßen und zum Beispiel eine Karma-Bank eröffnen, wo keine Zinsen erhoben werden. Ich würde gerne das Kita-System erneuern oder neue Mobilitätskonzepte entwickeln. Ich habe noch viele andere Ideen im Kopf.

Ich muss aber in dieser Zeit von etwas leben. Deswegen dachte ich mir, dass ich Leute suchen werde, die mir dieses Jahr finanzieren werden. Es ist ein Experiment. Ich nenne es „demokratisches Stipendium“. Dahinter verbirgt sich die Idee, dass es Menschen gibt, die gerne arbeiten. Ich gehöre dazu. Ich glaube, dass wir, wenn wir uns von den Abhängigkeitsverhältnissen lösen, freier und kreativer werden können. Wenn wir keine Angst um den Arbeitsplatz haben, dann können wir genialer werden. Deswegen suche ich 52 Stifter, die mich im nächsten Jahr bei meinem Projekt des „demokratischen Stipendiums“ unterstützen werden.

Das sind tolle Aussichten für das nächste Jahr. Und was ist das Schönste, das Sie in diesem Jahr erlebt haben?

Die Geburt meines Sohnes. Aber der ist ja im letzten Jahr geboren. In diesem Jahr ... ja, das war die Kirschblüte, die ich vor wenigen Tagen gesehen habe. Ein Kirschbaum steht in der Nähe meiner Wohnung. Das ganze Jahr über ist der Baum völlig unscheinbar. Doch dann zeigt er für wenige Tage seine ganze Schönheit. Das erinnert mich daran, dass nicht immer alles, was man macht, sofort sichtbar ist. Man muss Geduld haben, dann wird man auch belohnt. ∞

ANZEIGE



[ebbe]
2,5 % vol.

[flut]
5,0 % vol.

Frisch vom Deich. Apfel-Cider aus dem Norden.

- Aus 100% Direktsaft von Hand gekeltert: Ohne Aromen, ohne Farbstoffe.
- Fair zur heimischen Landwirtschaft: Nur aus deutschem Bio-Obst* hergestellt.
- Leichter Genuss: Kein Zusatz von Zucker oder anderen Süßmachern.
- Garantiert vegan und glutenfrei.
- 2 Sorten: elbler® [flut] stark mit 5,0 % vol. und elbler® [ebbe] mild mit 2,5 % vol.

* Mit Äpfeln aus dem Alten Land.

www.elbler.de



DE-ÖKO-039
Deutsche
Landwirtschaft

DAS ST. PAULI THEATER, DAS HAMBURGER ABENDBLATT UND
DAS FISCHEREIHAFEN RESTAURANT PRÄSENTIEREN DIE

7. SPIELZEIT IM



HANSA VARIETE THEATER

Hamburgs Schmuckstück

Neues Programm!

7. Oktober 2014 bis 1. März 2015

Tickets: 040/4711 0 644 • www.hansa-theater.de

Axel Theilmann ist das Gesicht der Hamburger „Maker“-Szene und Vorstand des Hamburger Vereins „Makerspace Attraktor“

Eigene Produkte am Computer entwerfen, diese einfach dreidimensional ausdrucken und damit selbstbestimmt leben – die Protagonisten der „Maker“-Bewegung möchten mit Hilfe neuer Technologie Konsumenten in Produzenten verwandeln. Das passende Werkzeug für die heimische Produktion gibt es bereits: den 3D-Drucker.

TEXT: GRETA JANZ

„DIE ZURÜCKEROBERUNG VON TECHNIK“

Constanze Kurz über die Möglichkeiten des digitalen „Do it yourself“



Constanze Kurz erhielt die Theodor-Heuss-Medaille für ihr vorbildliches demokratisches Verhalten

Sie ist Informatikerin und arbeitet als wissenschaftliche Projektleiterin an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin: Constanze Kurz. Außerdem ist Kurz Sprecherin des Chaos Computer Clubs und technische Sachverständige der Enquête-Kommission „Internet und digitale Gesellschaft“ des Deutschen Bundestags. ACHT sprach mit ihr über die Möglichkeiten der digitalen „Do it yourself“-Idee.

Wie wichtig ist der Gedanke „Do it yourself“ in der digitalen Welt?

Sehr wichtig. Ich glaube grundsätzlich, dass das Bauen, Basteln, etwas selbstständig herstellen eine Art Zurück-

eroberung von Technik ist. Es ist nicht nur Spaß, der in der Freizeit stattfindet, sondern auch eine bewusste Aneignung der Technik. Denn heute haben wir viele tolle Interfaces, aber nur wenige

Menschen schauen unter die Oberfläche. „Do it yourself“ ist ein sehr elementarer Gedanke in der durchtechnisierten Welt, in der wir leben.

Können neue Technologien wie zum Beispiel der 3D-Drucker die Konsumenten selbstbestimmter machen?

Ja, ich denke schon. Die 3D-Technik wird in der nahen Zukunft auf vielen Ebenen ganz interessant sein, weil diese Technologie immer günstiger

wird. Damit könnten aus Konsumenten Produzenten werden. Es gibt ja jetzt schon viele Plattformen, auf denen Muster und Programme ausgetauscht werden können. In den vergangenen Jahren ist eine richtige 3D-Community entstanden.

Welche gesellschaftlichen Folgen könnte diese Entwicklung haben?

Das eigentliche Problem heute ist ja, dass die meisten Menschen die

Alle Fans der Science-Fiction-Serie „Star Trek“ kennen ihn: den „Replikator“. Das Wundergerät lässt wie aus dem Nichts dreidimensionale Objekte entstehen. Ob der von Captain Picard so geliebte Earl-Grey-Tee, Ersatzteile für das Raumschiff „Enterprise“ oder neue Kleidung – der „Replikator“ tönt leise und sofort erscheint der bestellte Gegenstand. Seit einigen Jahren wird diese Fiktion langsam zur Realität: 3D-Drucker erzeugen jeden nur denkbaren Gegenstand. Schicht für Schicht entsteht ein beliebiges Objekt aus Kunststoff oder anderen Materialien. Aus Bits werden greifbare Gegenstände. Eine faszinierende Technik, dachten sich viele Hacker und Bastler. Weil die professionellen 3D-Drucker teilweise so viel wie ein Eigenheim kosteten, entwickelten sie ein Gerät für den Hausgebrauch. Der sogenannte „RepRap“ (der Name steht für Replicating Rapid-prototyper) war der erste 3D-Drucker für jedermann. Vor sechs Jahren kam er auf den Markt. Etwa 500 Euro kosten die Bauteile. Alle Pläne und Bauanleitungen stellten die Entwickler kostenfrei ins Internet. Einen Teil der Bauteile kann der „RepRap“ sogar selbst drucken. Mittlerweile ist der 3D-Drucker zum Symbol für das professionelle Basteln, für die Subkultur der sogenannten „Makers“ geworden.

„Die ‚Makers‘ sind Erfinder, die in ihrer Freizeit mit Metall, Holz, Elektronik und Computersoftware arbeiten. Sie bauen Roboter, fliegende Drohnen oder Kunstobjekte. Ihre Motivation ist der Spaß am Selbstmachen, der Wille, Technologie zu verstehen, Lust darauf, die eigene Umgebung selbst zu gestalten und allgemein Kritik an der Wegwerfgesellschaft. ‚Do it yourself‘ ist der Kern der Bewegung“, erklärt Axel Theilmann. Der 30-jährige IT-Berater ist der Vorstand des Hamburger Vereins „Makerspace Attraktor“. In Hamburg gehören etwa 500 Menschen zu der „Maker“-Szene. Sie treffen sich regelmäßig in der „Offenen Werkstatt“ des Vereins in Altona und bei verschiedenen Veranstaltungen des „Makerspace Attraktor“.

Dabei ist der Austausch sehr wichtig. Was die „Maker“-Bewegung von reinen Erfindern oder Künstlern unterscheidet, ist das Verlangen, sich mit anderen

Gleichgesinnten auszutauschen. Und dabei geht es nicht nur um die Erfindung selbst, sondern auch um deren Entwicklung. Die Geschichte, die dahinter steckt.

Als Geburtsdatum der „Maker“-Bewegung wird oft das Jahr 2005 genannt. Da erschien erstmals das US-Magazin „Make“. Die Zeitschrift ist mittlerweile so etwas wie das Zentralorgan der Szene. Sie erscheint vierteljährlich und veranstaltet auch seit einigen Jahren weltweit die sogenannten „Maker-Faires“ – also Messen, auf denen „Makers“ ihre Produkte ausstellen. Selbst einige afrikanische Länder sind inzwischen mit dabei.

Die größte deutsche Messe fand im August 2013 mit rund 80 Ausstellern und über 4.000 Besuchern in Hannover statt. Ein buntes Publikum kam in die Halle des Congress Centrums Hannover: Nerds mit langen Haaren und schwarzen T-Shirts, ältere Heimwerker, jugendliche Bastler und ganze Familien, die ihre Erfindungen zeigen, Tipps und Tricks austauschen oder einfach nur staunen wollten. Die Auswahl der Ausstellungsobjekte reichte von individualisierten iPhone-Hüllen über Nippes, Ersatzteile und Kleinkunst bis hin zu filigranen Plastikkleidern.

Chris Anderson, der ehemalige Chefredakteur des Technologie-Magazins „Wired“, sieht bereits eine Zeit nahen, in der jeder Haushalt mit einem 3D-Drucker ausgestattet ist.

Für Anderson wäre das eine Demokratisierung der Industrieproduktion. In seinem Buch „Makers – Das Internet der Dinge“ skizziert er eine Welt, in der Waren unabhängig von Konzernen erzeugt werden – ähnlich, wie man heute in Blogs und sozialen Netzen ohne die Hilfe von Verlagen publizieren kann. Schon jetzt gibt es in den USA Internetmarktplätze wie „Etsy“ oder „Quirky“, auf denen „Makers“ ihre Produkte anbieten – von Schmuck bis zu elektronischen Teilen ist alles vertreten. Optimisten meinen, die Makers könnten sogar das Ende der Billigproduktion in asiatischen Ländern einleiten, weil die heimische Produktion der „Do-it-yourself-Avantgarde“ nicht nur individualisierter, sondern auch billiger würde.

„Wenn jetzt Amateure in der Lage sind, ihre eigenen Hersteller, ihre eigenen Produzenten zu werden und eben auch physische Dinge herzustellen, dann übersteigt das wahrscheinlich die Möglichkeiten der digitalen Revolution noch um ein Vielfältiges“, sagt Chris Anderson optimistisch in seinem Buch.

Der Hamburger Axel Theilmann ist da vorsichtiger: „Ob 3D-Drucker für den Hausgebrauch sich zu ernsthaften und massentauglichen Produktionsalternativen entwickeln werden, steht noch in den Sternen. Derzeit können die günstigen Geräte nur relativ kleine Objekte aus Kunststoff herstellen, und das schneckenlangsam. Ich halte auch die euphorischen Erwartungen hinsichtlich der Demokratisierung der Technik für überzogen. Es kann ja sogar sein, dass es in der Zukunft zu einer Konzentration kommt und wir uns in die Abhängigkeit neuer Big-Player begeben. Das Internet hat ja gezeigt, dass Firmen wie Google, Facebook oder Amazon das Netz beherrschen.“

Er kann sich aber gut vorstellen, dass 3D-Technik schon bald individualisierte, funktionstüchtige Geräte hervorbringen kann. Es gibt bereits Drucker, die zwei oder drei Materialien kombinieren, die festes Material und elastisches Material zusammen drucken können. Damit wurde beispielsweise eine funktionstüchtige Querflöte ausgedruckt mit Ventilen und allem, was dazugehört. 

Die „Maker“-Szene
ist eine stetig wachsende internationale Graswurzelbewegung, die den „Do it yourself“-Gedanken auf die aktuelle Technik überträgt. Aus Lust am Selbstmachen und aus Spaß am Umgang mit Technik treffen sich die „Makers“ in den sogenannten „Makerspaces“: Werkstätten, die Platz und Ausstattung für neue Projekte bieten. Dabei steht der Austausch von Informationen und Wissensvermittlung im Vordergrund. Die meisten „Maker“ sind Amateure: Schüler, Studenten oder Hobby-Bastler.
Weitere Infos zur Hamburger „Maker“-Szene:
-> blog.attraktor.org

eigene Umgebung nicht wirklich verstehen und beherrschen. Die Menschen benutzen ständig technologische Lösungen, die sie nicht wirklich begreifen. Und die „Makers“, aber auch viele andere digitale Bastler sind so eine Art Gegenbewegung. Sie wollen diese Zusammenhänge verstehen. Sie wollen wissen, was die Geräte machen, wie sie funktionieren, sie wollen sie modifizieren. Das ist eine großartige Emanzipation. Und nebenbei gesagt: Es macht einfach Spaß, Dinge selbst in die Hand zu nehmen.

Führt das Wissen „Wie es geht“ zu einer neuen Mündigkeit der Menschen?

Auf jeden Fall. Außerdem kann ein neues Gemeinschaftsgefühl entstehen. Gerade in der „Maker“-Szene spielt der Gedanke der Kooperation eine sehr große Rolle. Die Leute treffen sich, tauschen sich aus und bauen Sachen zusammen. Dabei entsteht auch eine gemeinschaftliche Dynamik, die in unserer Zeit, in der überall abgeschlossene Systeme und Vereinzelung vorherrschen, eine ganz tolle Erfahrung ist.



3D-Drucken bei der Hamburger Volkshochschule
Von den Grundlagen bis zum Blender 3D Modelling.
-> www.vhs-hamburg.de/3D

DIE HONIG MA- CH- ERIN

Agnes Flügel hat dem Rummel der Großstadt den Rücken gekehrt und sich für ein Leben als Imkerin auf dem Lande entschlossen. Im Interview erzählte sie von ihrer Entscheidung, ihrem Leben als Imkerin und natürlich von ihren Bienen.

INTERVIEW:
PAWEL SPRAWKA

FOTOGRAFIE:
SILKE GOES

Waren Sie heute schon bei Ihren Bienen?
Da Sie auf meinem Grundstück stehen, bin ich heute schon bei ihnen gewesen.
Und wurden Sie heute gestochen?

Nein. *(lacht)* Ich werde zum Glück gar nicht so oft gestochen.

Seit wann sind Sie in der Imkerei tätig?

Seit 2005. Damals ist mir die Imkerei sozusagen in den Schoß gefallen. Es gab einen tatsächlichen Zusammenstoß mit einem alten Imker: Bei einer Fahrradtour in der Nähe unseres Ferienhauses an der Ostsee hat mich ein älterer Herr mit seinem Auto unabsichtlich in den Graben geschubst. Mir ist aber zum Glück nichts passiert. Er hat mir sofort geholfen. Es stellte sich heraus, dass er Imker war. Er hat mir anschließend seine Bienen gezeigt, und so fing es bei mir mit der Imkerei an.

Wie kommt es, dass Sie einfach beschlossen haben, selbst Honig zu produzieren?

Zu dieser Zeit habe ich bei einem Hamburger Online-Unternehmen gearbeitet. Es hat mir sehr viel Spaß gemacht, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass das Online-Geschäft für mich zu schnelllebig ist. Das hat zu einer inneren Unzufriedenheit geführt und ich fühlte ganz deutlich, dass ich etwas anderes machen muss. So gesehen war das Treffen mit dem Imker fast schicksalhaft. Zwei Jahre später habe ich beschlossen zu kündigen und seitdem widme ich mich ganz und gar der Imkerei. Ich wohne jetzt mit meinem Mann und meinen Bienen nördlich von Eckernförde. Der Flecken heißt Immenhorst. Übrigens: Der Ortsname passt sehr gut, denn Imme ist ein altdeutsches Wort für Biene.

Und wie war der Beginn?

Wie gesagt: Der alte Imker, der mit der Zeit mein Ersatzgroßvater geworden ist, hat mich in die Imkerei eingeführt. Ich habe ihn wöchentlich besucht und ihn bei seiner Arbeit begleitet. Er hat mir alles gezeigt und beigebracht. Parallel dazu habe ich einen Imkerkurs beim Hamburger Imkerverein besucht. Es war aber in erster Linie learning by doing. Mein Ersatzgroßvater hat dann 2009 seine Imkerei aufgegeben und hat mir seine Bienenvölker geschenkt.

Welche Fähigkeiten braucht man, um erfolgreich Bienen züchten zu können?

Man braucht auf jeden Fall die Liebe zur Natur. Das ist logischerweise die Grundvoraussetzung. Man muss auch gut mit sich selbst klarkommen, weil die Imkerei eine einsame Tätigkeit ist. Man arbeitet ja nicht mit anderen Menschen zusammen, sondern hat nur summende Kollegen. *(lacht)* Auch eine gewisse Körperkraft ist notwendig, zum Beispiel um die Bienenstöcke zu bewegen. Und man sollte auch einfallsreich sein, denn die Imkerei ist ein altmodisches Gewerbe. Und wenn man mit den Bienen seinen Lebensunterhalt verdienen will, muss man sich auf jeden Fall neue phantasievolle Wege hinsichtlich des Marketings und Vertriebs ausdenken, um den Honig verkaufen zu können.

Dauert es lange, bis man das Imkern beherrscht?

Eigentlich ein Leben lang. *(lacht)* Ich lerne immer noch. Aber bis man einen so einigermaßen sicheren Blick für die Zusammenhänge der Imkerei bekommt, braucht es schon so circa vier Jahre. Man muss einfach die Jahreszyklen einige Male erleben. Und auch die unterschiedlichen Wetterbedingungen oder die verschiedenen Floragegebenheiten, die einen umgeben. Ich fühle mich manchmal immer noch als Laie, wenn ich einen alten Imker treffe, der mir von seinen Erfahrungen

berichtet. Im Vergleich zu solchen Leuten bin ich noch ein junger Hüpfer.

Wie verläuft denn so ein Imkerjahr?

Abhängig davon wie viele Bienenvölker ich habe, muss ich im Winter das Material für die Saison vorbereiten, zum Beispiel Rähmchen oder auch Bienenkästen. Wichtig ist, dass die Bienen im Herbst genug Bienenfutter bekommen haben, um damit den ganzen Winter bis zum Frühjahr auszukommen. Meist fahre ich nur zwischen Januar und März weg und dann muss immer mal jemand nach dem Rechten schauen, falls es Stürme gibt und die Deckel der Bienenstöcke weggeweht werden oder es lange schneit und die Fluglöcher dicht sind. Ab März geht es dann mit der Arbeit an den Bienen los: Ich kontrolliere alle Bienenstöcke, ob sie eventuell kaputt sind, und tausche Waben aus, die sich schon zu lange im Bienenstock befinden. Es folgen mögliche Reparaturmaßnahmen. Parallel dazu kümmere ich mich um die Vermarktung, das Honigabfüllen oder die Honigverschickung. Im Frühjahr muss ich auch die Imker- oder Lebensmittelmesse, die ich besuchen muss, einplanen. Dann suche ich noch in meiner Umgebung gute Plätze für die Bienen aus. Zum Beispiel schöne Raps-, Löwenzahn- oder Kleefelder. Ich spreche mit den Grundbesitzern, ob ich dort die Bienenstöcke hinstellen kann. Und dann beginnt die Saison im März und steigert sich bis Juni, Juli. Ab September wird es dann ruhiger. Und ab Herbst sowieso.

Muss man seinen Urlaub nach den Bienen richten?

Ja, klar. Ich könnte immer herrlich von Januar bis März Urlaub machen. In dieser Zeit passiert nämlich wenig. Diese Möglichkeit nutze ich aber zu wenig. *(lacht)*

Und wie viel Honig erzeugen Ihre Bienen im Schnitt?

Ganz unterschiedlich. Es ist davon abhängig, wo sie stehen und welche Blüten sie finden. Wenn man keine Wanderimkerei hat, kann man in Norddeutschland nur zweimal im Jahr schleudern, weil es klimatisch nicht anders möglich ist. Und im Durchschnitt sind das 60 bis 80 Kilogramm pro Bienenvolk.

Sind Bienen in der Haltung teuer?

Es kommt darauf an, in welchem Umfang man die Imkerei betreiben will. Wenn man ein oder zwei Bienenvölker im Garten hat, ist das nicht teuer. Ein Bienenvolk kostet mit allem drum und dran etwa 150 Euro. Dann muss man noch etwas für die Ausstattung, Kleidung etc. ausgeben. Die Kosten bleiben aber überschaubar. Aber sobald man mehr Bienenvölker hat, steigern sich die Kosten. Man braucht mehr Kästen, Rähmchen, eine größere Schleuder usw. Ich habe zum Beispiel eine Abfüllmaschine, die normalerweise kein Hobbyimker braucht, die einiges gekostet hat. Wenn man die Imkerei professionell betreiben will, muss man auf jeden Fall in technische Gerätschaften investieren, und das kann teuer sein.

Was lieben Sie an Ihrem Beruf?

Was ich großartig an meiner Tätigkeit finde, ist die Selbstbestimmtheit. Ich kann meine Ideen und Vorstellungen in meinem Sinne umsetzen. Auch die Vielfältigkeit ist toll: Ich arbeite draußen in der Natur, muss aber zugleich Tätigkeiten wie die Organisation der Arbeit oder Marketing im Büro erledigen. Diese Kombination gefällt mir sehr gut.

Und was fasziniert Sie an Bienen?

Bienen ... *(lacht laut)* Es sind unglaublich faszinierende Tiere. Bienen sind für mich die Urzelle von allem Leben. Bienen gibt es schon seit über 50 Millionen Jahren auf der Erde und sie haben sich seitdem nicht verändert. Die Evolution hat eine perfekte Kreatur geschaffen. Und

die Pflanzenwelt, die uns umgibt, haben wir eigentlich nur den Bienen zu verdanken. Die ganze Menschheit hat seit ihrem Urbeginn die Bienen und Bienenprodukte als etwas Einzigartiges geschätzt. Diese Faszination ist auch der Antrieb für meine Imkerei. Ich möchte, dass die Bienen von den Menschen mehr Wertschätzung erfahren.

Es gibt immer weniger Bienen. Welche Ursache hat das Bienensterben?

Es sind verschiedene Gründe. Die industrielle Landwirtschaft mit ihren Monokulturen, den Pestiziden und anderen Pflanzenschutzmitteln ist ein Hauptfaktor. Aber auch die Globalisierung spielt eine Rolle. Parasiten wurden nach Europa eingeschleppt, die es früher bei uns nicht gab und die für die Bienen sehr schädlich sind. Und schließlich liegt es auch an einigen Imkern, die immer leistungsstärkere Biene züchten wollen und dadurch die Bienen degenerieren. Zum ersten Mal seit Millionen von Jahren steht es um die Existenz der Bienen ganz schlecht.

Wie sehen die Folgen des Bienensterbens aus?

Es gibt ja dieses berühmten Zitat, das angeblich von Einstein stammen soll: „Wenn die Bienen von der Erde verschwinden, dann hat der Mensch nur noch vier Jahre zu leben.“ Es stimmt: Ohne Bienen keine Pflanzen, ohne Pflanzen keine Tiere, ohne Tiere keine Menschen. Die gesamte Nahrungskette wäre zerstört.

Hatten Sie auch mit Bienenkrankheiten zu kämpfen?

Ja, einmal. Sonst habe ich aber bis jetzt keine Katastrophen erlebt. Man kann sich aber mit verschiedenen Techniken ganz gut vor diesen Krankheiten schützen – vor allem vor der aus Asien eingeschleppten Varroa-Milbe.

Ist Ihr Honig eigentlich bio?

Nein, mein Honig ist nicht bio-zertifiziert. Der bürokratische Aufwand dafür ist zu groß und es kostet auch Lizenzgebühren. Dafür ist meine Honigproduktion zu klein.

Unterscheidet sich das Imkern in der Stadt wesentlich vom Imkern auf dem Land?

Es ist die gleiche Technik, mit der man arbeitet. Der Imker in der Stadt produziert meistens einen Mischhonig, weil die Blütenvielfalt in der Stadt größer ist. Er kann keine reinen Sortenhonige herstellen. Die Stadtimker haben eine bunte Mischung, was aber nicht bedeutet, dass der Honig schlechter schmeckt. Die haben auch nicht so viel Platz für die Bienenstöcke, deswegen können sie gar nicht so viele Völker ausstellen. Aber ansonsten ist ja alles gleich – egal, ob in der Stadt oder auf dem Land.

Welche Honigsorten stellen Sie her?

Vor allem Rapshonig, Sommerblütenhonig und Waldhonig. Ich verfeinere meinen Honig auch mit Gewürzen, um einen besonderen Geschmack zu bekommen. Mit Zimt, Vanille oder getrocknete Minze. In der Weihnachtszeit gibt es einen Lebkuchenhonig. Meine neueste Kreation ist „Flügelchen-Nocciola“: eine Art „Nutella de luxe“, ein Honig mit geröstetem Nussmark, abgerundet mit einer Prise Sylter Meersalz. Sich neue Sorten auszudenken, das macht mir sehr viel Spaß.

Mögen Sie überhaupt noch Honig?

Ja, klar. *(lacht)*

Und welche Honigsorte mögen Sie am liebsten?

Es sind viele. Ich bringe mir immer aus dem Urlaub Honig mit, den ich hier nicht herstellen kann. Aus Marokko habe ich mir neulich einen Eukalyptushonig mitgebracht. Der ist ganz lecker. Aber ein frischer norddeutscher Rapshonig auf der Schwarzbrotstulle, das ist immer etwas Feines. ☺



Agnes Flügel, in Kiel geboren, hat Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg studiert. In Hamburg machte sie in der Medienbranche Karriere, bis ihr eines Tages Zweifel an der Sinnhaftigkeit ihrer Tätigkeit gekommen sind. Sie wagte die Flucht nach vorn und gründete 2007 die Honigmanufaktur „Flügelchen“. Ihre Honigkreationen verkauft sie mittlerweile bundesweit.

-> Honigmanufaktur „Flügelchen“, Immenhorst 2, 24369 Waabs
-> www.fluegelchen-honig.de



Lebensmittel einfach selber machen – bei der Hamburger Volkshochschule

Ob Bier, Brot, Bonbons, Pralinen oder Schokolade – das richtige Angebot finden Sie dazu unter

-> [www.vhs-hamburg.de/Lebensmittel selber machen](http://www.vhs-hamburg.de/Lebensmittel_selber_machen)

ARCHÄOLOGISCHES MUSEUM HAMBURG

ARCHÄOLOGIE ERLEBEN



Mit großem
Sommerferien-
programm!

Das Erlebnismuseum
für die ganze Familie

www.amh.de



ARCHÄOLOGISCHES MUSEUM
HAMBURG



ACHT STELLT 5 MENSCHEN 5 FRAGEN ZUM THEMA „SPRACHEN LERNEN“

WELCHE

**SPRACHEN,
AUSSER
DER MUTTER-
SPRACHE,
SPRECHEN SIE?**



AKRAM HUSSEIN
36 JAHRE
AGGREGATEUR

Meine Muttersprache ist Kurdisch. Ich kann aber noch Arabisch, Englisch und ein wenig Deutsch.



MARGARETA BAHN
38 JAHRE
PAARTHERAPEUTIN

Meine Muttersprache ist Deutsch. Ich spreche auch Englisch, Spanisch und Portugiesisch.



ADNAN QURESHI
30 JAHRE
GEOINFORMATIKER

Ich bin in Pakistan geboren und meine Muttersprache ist Urdu. Außerdem spreche ich auch Punjabi, Hindi, Englisch und Deutsch.



LISELOTTE KASSNER
81 JAHRE
RENTNERIN

Meine Muttersprache ist Deutsch. Weitere Sprachen, die ich gut spreche, sind Englisch und Esperanto.



TERESA MATTO
ITALIENISCH-DOZENTIN
BEI DER VOLKSHOCHSCHULE

Deutsch und Französisch. Wobei mein Französisch etwas aus der Übung ist. Englisch habe ich leider nur mangelhaft gelernt ...

WARUM

**HABEN SIE
DIESE
SPRACHEN
ERLERNT?**

Ich komme aus Syrien und in Syrien ist Arabisch die Amtssprache. Englisch habe ich in der Schule in Syrien gelernt, Deutsch, weil ich als Flüchtling nach Deutschland gekommen bin.

Ich bin lange Zeit um die Welt gereist. Vor allem in Lateinamerika. Ich habe mich dort öfter verliebt und habe dadurch meist sehr einfach und beschwingt eine Sprache nach der anderen gelernt.

Ich habe auf Englisch studiert. Deutsch lernte ich durch die Einwanderung nach Deutschland.

Englisch, weil es jeder spricht, und Esperanto als Hobby. Ich habe viel Zeit, seit ich Rentnerin bin.

Englisch und Französisch habe ich in der Schule gelernt. Deutsch habe ich durch meinen Umzug nach Deutschland gelernt.

WELCHE

**METHODE
HALF IHNEN,
SPRACHEN ZU
ERLERNEN?**

Arabisch habe ich in der Schule gelernt, Deutsch in verschiedenen Sprachkursen. Unter anderem auch bei der Volkshochschule.

Einfach sprechen und keine Angst haben, Fehler zu machen. Fehler sind am Anfang ganz normal.

Ich habe viele Kurse an der Uni besucht und durch Konversation gelernt.

Ich besuche ein Mal in der Woche eine feste Gruppe und es gibt wunderbare Sprachprogramme für den Computer. Ich lerne auch zu Hause.

Französisch und Englisch auf die klassische schulische Art. Deutsch bei diversen Sprachkursen und an der Uni.

WIE

**KANN MAN
EINE SPRACHE
EINFACHER
ERLERNEN,
HABEN
SIE TIPPS?**

Das Kinder-Fernsehen (KiKa) hat mir am Anfang sehr geholfen, Deutsch zu lernen. Vokabeln muss man immer wieder wiederholen sowie schreiben und einfach sprechen.

Am einfachsten geht es, wenn man sich in dem Land aufhält, in dem die Sprache gesprochen wird. Dann lernt man ganz selbstverständlich.

Einfach sprechen und keine Angst haben, Fehler zu machen! Ich lerne auch über das Chat-ten. Über Skype lassen sich Sprach-Tandempartner finden.

Wenn man sich für etwas wirklich interessiert und sich keinen Druck macht, dann ist im Kopf auch noch Platz für etwas Neues.

Egal, wo man sich befindet und egal in welchem Alter man eine Sprache lernen will, man braucht immer eine kompetente Begleitung.

WELCHE

**SPRACHE
WÜRDEN
SIE NOCH
GERNE
LERNEN?**

Ich möchte mein Englisch verbessern.

Jetzt möchte ich eigentlich nur noch die Sprache der „Paare“ beherrschen, damit ich ihnen besser helfen kann, sich gegenseitig zu verstehen. Das ist oftmals schwerer, als man annimmt.

Arabisch würde ich gern noch lernen. Und mein Deutsch verbessern.

Ich hätte große Lust auf Latein und Altgriechisch.

Ich würde sehr gerne Englisch richtig erlernen.



Audiolith-Gründer
Lars Lewerenz



Audiolith-Act
Fuck Art Let's Dance



Tellovision:
Filigrane One-Woman-Band



ANALOG

DIGITAL

REPORTAGE:
HEINRICH OEHMSEN

Ein Hit oder eine internationale Karriere ist den wenigsten Musikern vergönnt. Die meisten brauchen deshalb viel Idealismus. Um ihre Unabhängigkeit zu bewahren, setzen sie auf das Prinzip **DO IT YOURSELF**, fast wie zu Zeiten des Punk. Doch heute wissen sie besser, wie man die unterschiedlichsten Quellen anzapfen kann.



Lukas Droese: „Musik machen ohne Label, ohne groß angelegte Promotion, ohne Taktam. Einfach so“

Ben Schadow will seine Musik über Crowdfunding finanzieren

ses DIY ist das **AUDIOLITH-LABEL**, das Lars Lewerenz 2003 gegründet hat.

Lewerenz stammt aus der Hardcore/Punk-Szene, hatte bereits für ein paar kleine US-Labels gearbeitet, bis ihn Freunde dazu animierten, selbst eine unabhängige Plattenfirma auf die Beine zu stellen. „Die ersten drei Jahre habe ich alles von meiner Wohnung in Bahrenfeld aus gemacht. Durch einen glücklichen Zufall bin ich dann 2006 in einem Büro im Karostar gelandet. Audiolith ist ganz langsam gewachsen. Inzwischen sind wir eine GmbH mit fünf festangestellten Mitarbeitern und zwei Praktikanten und zwei Büros in Hamburg und Berlin“, erzählt Lewerenz. 40 bis 50 Künstler betreut seine Firma. Audiolith veröffentlicht Alben, bucht Tourneen für seine Bands, kümmert sich um Merchandise und die immer wichtiger gewordenen sozialen Netzwerke, dem wichtigsten und billigsten Werkzeug der Musikbranche. „Wir wollen mit unseren Künstlern langfristig und nachhaltig arbeiten. Der Blick auf das schnelle Geld ist grundfalsch“, sagt Lewerenz.

Es gibt auch eine Reihe von Musikern, die sich keinem unabhängigen Label anschließen, sondern ihr eigenes gründen, um völlig autark zu sein. Die in Hamburg lebende Musikerin Fee Kürten, die sich **TELLAVISION** nennt, ist so ein Beispiel. 2009 kam sie nach Hamburg, um an der Hochschule für Bildende Künste (HfBK) zu studieren und um Musik zu machen. Eine Gitarre, eine Loop-Station und ein Keyboard reichen der jungen Avantgarde-Musikerin aus. Ihr erstes Konzert gab sie 2010 beim Platzfestival in der Schanze, inzwischen wird sie für größere Festivals gebucht, hat unter anderem auf dem Dockville gespielt und war im Vorprogramm von Thurston Moores Band Chelsea Light Moving. „Es hat eine Zeit gebraucht, bis ich in Hamburg Leute getroffen habe, die musikalisch mit mir auf einer Wellenlinie lagen“, erzählt sie. Inzwischen hat sie ein Kollektiv um sich scharen können, das in verschiedenen Bands zusammen spielt und sich gegenseitig hilft. „Bloody Hands Limited“ hat sie es getauft.

Um ihr aktuelles Album „Funnel Walk“ zu finanzieren, hat Fee sich ein eigenes **CROWDFUNDING**-Projekt ausgedacht. Sie ist jedoch nicht auf die beliebte „Startnext“-Seite gegangen, sondern hat über ihre eigene Website Unterstützer gesucht. 3.500 Euro wollte sie in drei Wochen einnehmen, und sie hat ihr Ziel erreicht. Alles sollte wirklich handgemacht sein. Sie hat Poster gefertigt, T-Shirts und Jutebeutel bedruckt, es gab ihre Musik als Download, CD oder als Vinyl. „Diese Produkte habe ich in verschiedenen Paketen angeboten, die zwischen fünf und 50 Euro gekostet haben“, sagt sie. Hauptattraktion war ein Liveauftritt, den Interessenten für 400 Euro kaufen konnte. Auch der ging weg, Tellavision musste dafür im Golden Pudel Klub spielen, nicht gerade die schlechteste Adresse in Hamburg. Immerhin drei Labels wollten ihr Album „Funnel Walk“ herausbringen, aber Fee lehnte alle drei Angebote ab, weil sie zu viele Kompromisse hätte eingehen müssen.

Andere Künstler haben über die Crowdfunding-Plattform „Startnext“ versucht, Geld für ihre Projekte zu akquirieren. Der Singer-Songwriter **LUKAS DROESE** zum Beispiel konnte mit 2.000 Euro seine nächste EP finanzieren und hat das Ziel innerhalb der vorgegebenen Zeit erreicht. Auch er hat schon eins von vier Privatkonzerten verkauft, die ihm immerhin 450 Euro garantieren. Auch **BEN SCHADOW**, ein umtriebiger Hamburger Musiker, der unter anderem in der Band von Bernd Begemann spielt, versucht über „Startnext“ sein

CROWDFUNDING

Der Begriff setzt sich zusammen aus den englischen Wörtern „Crowd“ (die Menge) und „Funding“ (die Finanzierung). Das Konzept ist einfach: Wer eine Idee hat, stellt sie auf eine Internetplattform wie „starnext.de“ oder „visionbakery.de“ vor und gibt seinen Geldbedarf an. Wer die Idee gut findet, beteiligt sich daran. Indem viele Menschen eher kleinere Beträge geben, kommen so vergleichsweise große Summen zusammen. Sollte der Punkt, an dem die Realisierung möglich ist, nicht erreicht werden, bekommen die Geber ihr Geld zurück. Beim Crowdfunding gibt es keine monetäre Rendite. Wird ein Projekt finanziert, ist der Gewinn zum Beispiel eine Danksagung oder das fertige Produkt.

Do it yourself“ hieß es in den 1960er Jahren. Aus England war diese Bewegung herübergeschwappt und „Marke Eigenbau“ fand auch in Deutschland viele Anhänger. Alles Mögliche wurde zu Hause zusammen gewerkelt, um Geld zu sparen, um die eigene Kreativität auszuleben und auch aus einem Misstrauen gegenüber Industrieprodukten. Auch in der Musikbranche hat das „Do it yourself“, abgekürzt DIY, eine lange Tradition. Unabhängige Labels gab es schon in den 1950er und 1960er Jahren wie das berühmte Sun-Label, das Elvis Presley herausbrachte, oder Stax und Motown, die weltbekannten Soul-Labels. Aber erst mit der Entstehung des Punk in den 1970er Jahren wurde daraus eine breite Bewegung. Die großen Plattenfirmen hatten kein Interesse daran, Geld in diese Musiker zu investieren, die sich sehr kritisch gegenüber dem Establishment und dem Profitstreben der Major Labels äußerten. Musiker wollten nicht mehr abhängig vom Votum eines A&R-Managers sein und nahmen die Produktion und den Vertrieb ihrer Platten selbst in die Hand. Ein Beispiel aus Hamburg für die-



Hasenschaukel,
Golem, Club
Keteke: Hamburger
Clubs sind zwar
unterschiedlich,
aber meist Orte der
Eigeninitiative

Umsonst und
draußen – so
lautet die Devise
des Festivals
„Keine Knete –
trotzdem Fete“,
aber vom Wutzrock



nächstes Album zu finanzieren. Besonders freigiebig sind Musikfans gerade beim Erhalt der **HASENSCHAUKE**, einem kleinen Folkclub an der Silbersackstraße. Schon nach wenigen Tagen haben die Betreiber die angepeilte Summe von 12.000 Euro erreicht, die ausreicht, um den Club im September kurz vor dem Reeperbahn Festival wieder zu eröffnen.

Das Prinzip des „Do it yourself“ gilt auch für viele Jazzmusiker. Für die musikalische Entwicklung jedes Instrumentalisten ist die Begegnung mit anderen Musikern wichtig, Jazzmusiker müssen spielen und improvisieren. Deshalb treffen sie sich zu Jam Sessions. Nach der Schließung des Birdlands in Eimsbüttel im vergangenen Jahr fiel die zentrale Anlaufstelle für diese Sessions weg. Inzwischen haben die Musiker aus der Szene, darunter viele Studenten der Hochschule für Musik und Theater Hamburg, sich neue Orte gesucht und versuchen selbst Sessions und Konzerte zu organisieren. **HAFENBAHN-HOF** (jeweils montags), **GOLEM** (dienstags), **MUSIC CLUB LIVE** und **PONY BAR** (jeweils mittwochs), **CLUB KETEKE** und **MOJO CLUB** (jeweils donnerstags), **NANCY TILITZ GALERIE** und **BAR ITALIA** (jeweils freitags) sind zur Zeit die Orte, an denen Musiker sich regelmäßig zum Musizieren treffen können. Jeder dieser Clubs basiert auf der Eigeninitiative der Musiker. Zu verdienen ist mit Jazz kaum Geld, dafür ist die Musik zu sehr in eine Nische geraten. „Aber wenn sie alle wegen der Musik kommen, macht das Spielen dennoch Spaß“, sagt Gabriel Coburger. Der Saxofonist hat die Reihe **FAT JAZZ** aus Idealismus ins Leben gerufen, die Anfang des Jahres von der Bar 227 unter der Sternbrücke ins Golem an den Hafen gezogen ist. Jeden Dienstag gibt es dort Jazzkonzerte, auch mit Musikern und Ensembles aus anderen Städten.

Ein paar Nummern größer ist das **WUTZROCK-FESTIVAL**. Seit 1979 wird es umsonst und draußen von einer Bergedorfer Clique um das unabhängige Kommunikationszentrum Unser Haus e.V. am Eichbaumsee veranstaltet. Mehrere tausend Besucher kommen jedes Jahr an den idyllischen Ort in den Vier- und Marschlanden, um drei Tage lang friedlich zu feiern und Musik zu genießen. Beim Wutzrock haben schon eine Reihe von renommierten Bands gespielt wie Absolute Beginner, Deichkind, Turbostaat oder Panteon Rocco. Junge HipHop-Fans stehen hier neben Alt-Hippies, das Programm versucht eine große Bandbreite verschiedener Genres abzudecken. In diesem Jahr geht das Wutzrock-Festival vom 11. bis zum 13. Juli über die Bühne, als Bands sind unter anderem ZSK, Station 17 und Bersuit Vargarabat gebucht worden.

Noch nicht ganz so lange wie Wutzrock existiert ein anderes Umsonst-Festival in Harburg. Es ist allerdings ähnlich organisiert und nennt sich **KEINE KNETE – TROTZDEM FETE**. Das dreitägige Fest ist umsonst und draußen, es ist selbst organisiert, unkommerziell und politisch und verbindet Musik, Kunst, Workshop und Kino. Das Festival, 2004 gegründet, wird Am Radeland in Heimfeld über die Bühne gehen, nachdem der Bezirk Harburg den Aktivisten 2012 die Benutzung der Harburger Freilichtbühne untersagt hat. Das Gelände von „Keine Knete – trotzdem Fete“ gehört dem Metal-Fanclub „Topsy Apes“. In diesem Jahr wird das kleine alternative Festival vom 25. bis zum 27. Juli gefeiert und sicher einigen DIY-Musikern eine Plattform bieten, die auf dem Sprung sind. ∞



Analoge und digitale
Musik machen
bei der Hamburger
Volkshochschule
Zum Beispiel
Songwriting und Song-
texten (0700MM20
und 0700MM50) oder
Musik mit GarageBand
(1085MM01).
-> www.vhs-hamburg.de



[k]

INTERNATIONALES
**SOMMER
FESTIVAL**

**6.-24.
AUGUST 2014**

MUSIK PERFORMANCE TANZ THEORIE BILDENDE KUNST THEATER FILM
TICKETS: KAMPNAGEL.DE / 040 270 949 49

Benjamin Adrion hat mit dem Hilfsprojekt Viva con Agua mehr als 300.000 Menschen Zugang zu sauberem Trinkwasser verschafft. Dafür wurde der Ex-Fußballprofi des FC St. Pauli im Jahr 2009 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Ein Gespräch über das beglückende Gefühl, wenn man Dinge selbst in die Hand nimmt.

**INTERVIEW:
MARCO FUCHS**

Benjamin Adrion ist Initiator der Trinkwasserinitiative „Viva con Agua de Sankt Pauli e.V.“. Gemeinsam mit der „Welthungerhilfe“ rief der ehemalige Profi-Fußballer des FC St. Pauli das Projekt 2005 ins Leben. Seitdem setzt er sich dafür ein, die Trinkwasserversorgung in Entwicklungsländern zu verbessern. Spendengelder erhält „Viva con Agua“ zu einem großen Teil durch kulturelle und sportliche Events. Vor allem bei jungen Menschen in Deutschland möchte die Initiative das Bewusstsein für die Themen Wasser und Entwicklungshilfe schürfen. 2009 wurde Adrion das Bundesverdienstkreuz für „besondere Verdienste um unser Gemeinwohl“ verliehen. Mehr Informationen und Wege zum Mitmachen: -> www.vivaconagua.org

Was hat Sie dazu bewogen, mit nur 26 Jahren Ihre Profikarriere zu beenden und sich in einem internationalen Hilfsprojekt zu engagieren?

Da muss ich ein bisschen ausholen. Ich hatte ja bereits mit 17 ein Jahr pausiert, weil ich mir damals schon die Sinnfrage gestellt habe. Als ich wieder anfang und meinen ersten Profivertrag unterschrieb, war meine Marschroute: Ich denke nur von Vertrag zu Vertrag, weil ich auch immer Interessen hatte, die außerhalb des Fußballsports lagen. Mir fehlte die Grundmotivation, alles auf eine Karte zu setzen. Und da ich schon mit zehn Jahren leistungsorientiert Fußball gespielt habe und mit 14 Jugendnationalspieler war, hatte ich eben schon sehr, sehr viel Zeit mit Leistungssport verbracht. Da kam dann irgendwann der Punkt für den Gedanken: Ich will auch noch einmal etwas anderes machen. Dann kamen noch Verletzungen hinzu, die ich in den jeweiligen Reha-Maßnahmen nicht konsequent aufgeholt habe. In meinem letzten Vertragsjahr beim FC St. Pauli fehlte mir dann auch die Freude am Fußball und ich habe nebenher mehr für „Viva con Agua“ gemacht, als für meine Karriere. Ausschlaggebend war am Ende, dass mein Vertrag beim FC St. Pauli nicht verlängert wurde und woanders wollte ich schlichtweg nicht mehr spielen. Ich war gut, wenn ich Spaß auf dem Platz hatte, und den hatte ich damals nicht mehr.

Das Engagement für „Viva con Agua“ begann also schon während Ihrer aktiven Zeit?

Anfang 2005 hatten wir mit dem FC St. Pauli ein Trainingslager in Kuba, das ein Schlüsselerlebnis für mich war. Zu sehen, dass es Menschen gibt, die keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser haben. Im Sommer 2005 starteten wir dort das erste Projekt mit Wasserspendern, ein Jahr später war dieses abgeschlossen. Danach war ich dann noch ein Jahr Profi.

Helfen Ihnen Dinge, die Sie im Fußballbereich erlernt haben, auch bei Ihrer jetzigen Arbeit?

Klar. In mir drin bin ich Sportler, der vor allem die Teamleistung sieht. Zusammen sind wir stärker als jeder alleine für sich. Kontinuierlich an Sachen dran zu bleiben, sich nicht über Fehler zu ärgern, sich weiter verbessern – diese Optimierungskultur haben wir auch bei „Viva con Agua“.

Was macht das Engagement bei „Viva con Agua“ aus?

„MIT FREUDE DIE WELT



„Mit Freude die Welt positiv verändern“, meint Bundesverdienstkreuzträger Benjamin Adrion



Sich in einer Gemeinschaft sinnstiftend zu engagieren. Mit Freude die Welt positiv verändern.

Wie viele Menschen sind in dem Verein engagiert?

Wir sind mittlerweile 18 Menschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, die ihren Lebensunterhalt mehr schlecht als recht aber immer besser mit „Viva con Agua“ verdienen. Unsere Datenbank weist darüber hinaus 43 dezentrale Local Crews und Zellen und 6.000 ehrenamtliche Helfer aus.

Künstler wie „Gentleman“ und „Wir sind Helden“ unterstützen „Viva con Agua“. Junge, gut gelaunte Menschen sammeln auf Festivals Pfandbecher – ist soziales Engagement wieder in?

Wir sind angetreten mit dem „All Profit“-Gedanken. Jeder der Beteiligten, vom Spendensammler bis zum Menschen, dessen Lebensqualität sich durch den Bau eines Brunnens verbessert, soll profitieren. Soziales Engagement hat nicht zwangsläufig etwas mit erhobenen Zeigefinger und schlechtem Gewissen zu tun, sondern soll Freude machen. Das kann dann auch mal cool, lifestyleig oder St. Pauli sein. Musik, Kultur und Sport sind da die besten Multiplikatoren.

Ihre Zielgruppe sind also vorwiegend junge Menschen?

Die meisten Spendenorganisationen setzen auf die Zielgruppe 60 plus. Wir öffnen uns auch langsam in diese Richtung, aber wir wollten von Anfang an auch den Jüngeren eine Möglichkeit geben, sich zu engagieren. Wenn man die Idee „Viva con Agua“ international weiterdenkt, stellt man fest: In Äthiopien sind 80 Prozent der Bevölkerung unter 30. Dort ist es noch wichtiger als hier, die jungen Menschen zu erreichen und sie in den gesellschaftlichen Wandel mit einzubeziehen.



Viva con Agua:
Weltweit einfach
machen, denn
Wasser ist Leben



Wie suchen Sie die Projekte aus, die dann Unterstützung erfahren?

Wir arbeiten ganz klassisch mit der „Welthungerhilfe“ zusammen, in der Schweiz mit „Helvetas“. Wir bekommen dann Vorschläge innerhalb unserer Parameter und Schwerpunktländer, die wir uns anschauen, zum Beispiel im Rahmen von Projektreisen nach Äthiopien. Die Tendenz geht immer mehr in die Richtung, dass wir selber Projekte identifizieren und anschieben.

Treffen Sie dabei auf kulturelle Barrieren?

Wenn man sich auf kulturelle Barrieren fokussiert, wird man kulturelle Barrieren finden. Wenn man sich auf Gemeinsamkeiten konzentriert, findet man Gemeinsamkeiten. Je internationaler man wird, desto ungewisser ist es natürlich auch. Deshalb werde ich zum Beispiel im kommenden Frühjahr auch einmal vier bis sechs Wochen nach Addis Abeba fahren um zu sehen, was passiert, wenn man konkret vor Ort ist. Ähnlich wie bei unseren Projektreisen. Wir musizieren dann gemeinsam vor Ort, interagieren mit Künstlern, spielen zusammen Fußball. Immer mit dem Gedanken: Was können wir gemeinsam auf Augenhöhe umsetzen? Welche universellen Ideen verbinden uns? Zum Beispiel: Alle für Wasser, Wasser für alle.

Welches internationale Projekt hat Ihnen persönlich am meisten bedeutet?

Sodo in Äthiopien ist sicherlich hervorzuheben. 2006 gab es dort keine Brunnen, nur einen dreckigen Fluss. Im Jahr darauf konnte man dann sehen, wie die ersten Brunnen gebohrt wurden. Das war schon krass. Die Dorfgemeinschaft ist uns über die Jahre sehr ans Herz gewachsen. Bei unserer letzten Reise haben wir dort eine magische Nacht verbracht, wir wurden mit selbst gebranntem Schnaps abgefüllt, wir haben mit den Menschen gesungen, getanzt, gefeiert. Und noch ein anderer Aspekt: Dort haben wir vor sieben Jahren 14 Brunnen an den Start gebracht, davon war in all den Jahren einer mal fünf Tage kaputt. Immer wenn wir die Kritik über die Wirkungslosigkeit von Entwicklungshilfe hören, an diesem Beispiel können wir feststellen: Diese Brunnen haben das Leben der Menschen dort seit sieben Jahren massiv verbessert.

Wie vielen Menschen haben Sie bisher konkret helfen können? Wo überall auf der Welt?

Über 300.000 Menschen sind mit den Maßnahmen erreicht worden und haben jetzt Zugang zu sauberem Trinkwasser. Aktuell betreuen wir knapp zehn Projekte in Guatemala, Nepal, Mosambik, Indien, Uganda, Äthiopien und Malawi.

Sie sind aber auch in Deutschland aktiv.

Rein zeitlich sogar mehr als international. Der Aufbau von Netzwerken, Leute zum Engagement zu ermutigen, Unterstützung von gesellschaftlichem Wandel. Zum Beispiel über unsere neu hinzugekommenen Geschäftsmodelle wie die „Wasser GmbH“ oder unser jüngstes Projekt „Goldeimer“, bei dem wir im ersten Jahr mit 20 Komposttoiletten, die ohne Wasser und Chemie funktionieren, auf 40 Festivals starten.

Warum ist es so lohnend, Dinge selbst in die Hand zu nehmen, sie zu ändern?

Jede Initiative passiert aus einem persönlichen Antrieb heraus. Jedes Engagement, etwas auf die Beine zu stellen, lebt doch von dem Impuls: ich will etwas machen und jetzt loslegen. Diese Inspiration, ergebnisoffen etwas zu erschaffen, ist die Grundlage von allem. Es ist sinnlos, darauf zu warten, dass irgendjemand etwas Maßgeschneidertes für mich erfindet. Für mich persönlich war es lohnend, nach meiner aktiven Profizeit nicht in ein Loch gefallen zu sein, sondern mit Freunden gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen. Und durch die Ergebnisse dann auch darin bestätigt zu werden, an der richtigen Front zu arbeiten. Im Jahr 2000 waren noch 1,2 Milliarden Menschen ohne Zugang zu sauberem Trinkwasser, mittlerweile sind es nur noch 750 Millionen. Das heißt, wir arbeiten an einem Projekt, das theoretisch in diesem Leben noch funktionieren könnte: Alle Menschen haben sauberes Trinkwasser. Das ist eine konkrete Verbesserung, keine pure Utopie. Und das ist ungeheuer erfüllend. ∞



Bildung für alle!

Sie können sich auch ehrenamtlich in Ihrer näheren Umgebung engagieren, z. B. für Bildung. Um Hangerinnen und Hanger mit wenig Einkommen den Zugang zur Bildung zu ermöglichen – „Mein Euro für die Bildung“ lautet das Spendenmotto des Vereins „Bildung für alle! e.V.“

→ www.bildung-fuer-alle.eu

JAN, ODER EIN LEBEN IN ZAHLEN

TEXT:
PAWEŁ SPRAWKA
ILLUSTRATION:
ANDREAS HOMANN

QUANTIFIED-SELF

„Knowledge by numbers – Selbsterkenntnis durch Zahlen“ – so lautet das Motto der „Quantified Self“-Bewegung, die von den Gründern des „Wired“-Magazins, Gary Wolf und David Kelly, 2007 ins Leben gerufen wurde. In digitalen Foren oder auf verschiedenen Internet-Plattformen treffen sich die „Self-Tracker“, wie man die Selbstvermesser auf Englisch nennt, um ihre Daten auszutauschen und dadurch ihr Leben zu optimieren. Je mehr Körper- und Lebensdaten sie zusammentragen, desto besser werden die Visualisierungen und Korrelationen dieser Daten. Um Daten zu erfassen, verwenden die „Self-Tracker“ verschiedenste Ansätze: Einfache Hilfsmittel wie Tagebücher und Excel-Tabellen zum manuellen Festhalten sowie Smartphone-Apps, Vitalitätssensoren und spezielle Software.

Freitag, 8.00 Uhr morgens, „Caravela“-Café in St. Georg. Die diskrete Deckenbeleuchtung schmeichelt meinen müden Augen. Den Tag beginne ich genüsslich mit einem ungesund-überzuckerter Espresso. Mir gegenüber sitzt mein Freund Jan und nippt an einer Wasserflasche. Wir kennen uns eine Ewigkeit. Jan ist 44 Jahre alt, mittelgroß, athletisch und Junggeselle – ein Mann mit „Men's Health“-Niveau. Seit zwei Jahren ist Jan ein „Self-Tracker“, auf Deutsch: Selbstvermesser.

Gerade hat er sein tägliches Laufpensum von zehn Kilometern absolviert und trifft sich jetzt wie jeden Freitag mit mir im Café. Er trägt eine Uhr, die mit verschiedenen Sensoren Herzfrequenz, Körpertemperatur, Transpiration, zurückgelegte Schritte, Kalorienverbrennung und die Länge seiner Strecke misst. Am Rücken trägt er ein Band mit Sensoren, die seine Körperhaltung analysieren. Sämtliche Daten landen auf seinem MacBook. Daraus entstehen dann viele bunte Grafiken und Kurven, die zeigen sollen, wie sich seine körperlichen Merkmale über die Zeit verändern.

Jan glaubt, dass er durch Selbstvermessung nicht nur effizienter, sondern auch glücklicher geworden ist. „Früher habe ich oft versucht, Dinge zu verbessern. Ob es jetzt um Sport ging oder um Ernährung oder um irgendetwas. Irgendwie hat es nie geklappt“, sagt er.

In seinem früheren Leben sei vieles suboptimal gewesen, meint Jan. Er trödelte bei seinem Studium und später auch bei seinen Jobs. Er ließ sich von zu vielen Dingen ablenken, ging gerne feiern, vor allem mit mir, und war diversen Rauschmitteln sehr zugeneigt.

Schluss mit dem Schlendrian, sagte sich Jan und wurde vor zwei Jahren zum glücklichen Selbstoptimierer. Seitdem „trackt“ er alles, was an ihm zu messen ist: Wie oft er in der Nacht aufwacht, wie viel er sich bewegt, wie

sein Blutzuckerspiegel ist oder wie viele Treppen er pro Tag hinter sich lässt.

Zudem schluckt er auch täglich Vitaminpillen, um Erkältungen zu verhindern und seine nachmittägliche Müdigkeit zu reduzieren. Und auch die Nahrung wird selbstverständlich planmäßig perfektioniert: Nur Obst, Gemüse und Fisch kommen auf den Teller. Brot und Kartoffeln werden komplett verschmäht.

„Kalorienkontrolle hat einen positiven Effekt auf meine Lebenserwartung“, sagt er stirnrunzelnd.

Und wo landet sein täglicher Datenberg? Auf der eigenen Homepage, in diversen Online-Foren der Selbstoptimierer, in denen elektronische „Body-and-Mind“-Protokolle ausgetauscht werden, und in verschiedenen Apps. Eine davon zeigt mit einer leuchtenden Blume an, dass Jan heute seine 30 Liegestütze gemacht hat. Ist er allerdings faul, verkümmert die Blume auf dem Display. Doch das kommt sehr selten vor, versichert er mir.

Meine sichtbare Skepsis hinsichtlich seiner Mess-Passion stört ihn kaum. Jan ist überzeugt, dass er sein Leben gut im Griff hat.

Plötzlich piept laut seine Uhr. „Oh, ich muss los. Muss noch duschen, bevor ich ins Büro gehe“, sagt Jan. Am Ende unseres morgendlichen Treffens zeigt er mir noch schnell sein neuestes „Tool“: „UCheck“, eine App, die Krankheiten anhand von Fotos des Urins bestimmen soll. „Habe ich gestern gekauft. Nächsten Freitag berichte ich davon“, sagt er grinsend beim Verabschieden.

Wie immer nach den Treffen mit Jan ist mein angeborener Sinn für Müßiggang und Übertretung von seiner straffen Selbstvermessung ziemlich verunsichert. Bevor ich auch in meinen Tag starte, kratze ich den letzten Espresso-Zucker-Sirup vom Boden meiner Tasse und sinniere undiszipliniert darüber nach, was wohl die NSA mit Jans Daten-Myriaden anfangen kann. ∞

garment

truly dedicated to style since 1997



women's wear | men's wear | accessories

Marktstraße 25 | 20357 Hamburg

[040] 410 84 03

Mo bis Fr 11.00–19.00 Uhr

Sa 11.00–17.00 Uhr

garment-online.de | garmentshop.de

Intellektuelle
Dreisamkeit:
Christa Müller,
Karin Werner,
Andrea Baier

„DO IT YOURSELF“ ALS LEBENSSTIL



Ob im Gemeinschaftsgarten oder im „FabLab“, ob in Offenen Werkstätten oder bei Tausch-Events – überall probieren kreative Menschen neue Arten des Arbeitens und Zusammenlebens aus. Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner sind SoziologInnen und meinen, dass der „Do it yourself“-Gedanke eine große Zukunft hat.

Seit einigen Jahren entstehen vielerorts Offene Werkstätten, Gemeinschaftsgärten, „FabLabs“, „Repair Cafés“, „Knit Nites“, „Maker Spaces“, „Strickmobs“ und weitere Räume und Formen des „Do it yourself“ (DIY). Sie entwerfen mit ihren Kulturen des Selbermachens, des Commoning und der Re-Etablierung von Nahbezügen neue Bilder von Urbanität und reflektieren erste Konturen einer grünen, inklusiven und kooperativen Stadtgesellschaft.

Die neuen Formen des „Do it yourself“ und des „Do it together“ sind eine Antwort auf den tiefgreifenden Transformationsprozess, in dem sich die westlichen Konsum- und Wohlstandsgesellschaften derzeit befinden. Die globale Energie- und Ressourcenkrise ist dabei nur ein Teil der Kulisse, vor der in den Städten bislang unbekannte Räume und Architekturen des Gemeinschaftlichen erscheinen. Sie antworten auch auf die Privatisierung des öffentlichen Raums, auf die Flexibilisierung der

Arbeit oder die Beschleunigung und Verdichtung von Zeiterfahrungen.

Im Fokus der neuen DIY-Bewegung stehen Gärtnern, Teilen und Tauschen, Selbermachen, Upcycling, die Umdeutung und Wiederaneignung von handwerklichen Fähigkeiten, die Öffnung von Design und Schaltplänen, das Schaffen von Allmenden, das „Hacken“ von Dingen und das „Hacken“ von Räumen. Ressourcen werden gemeinsam bewirtschaftet, öffentliche Flächen für gemeinwohlorientierte Nutzungen reklamiert.

Die neuen Aktivitäten werden unter Schlagworten wie Sharing Economy, kollaborativer Konsum oder smarte Nutzung öffentlich verhandelt. Sie sind dabei Ausdruck einer höchst pragmatischen Kapitalismus- und Konsumkritik und können als Versuche gelesen werden, die gesellschaftlich zentrale Rolle des Konsumenten produktiv zu wenden.

Charakteristisch für die neuen Projekte ist, dass sie konkrete Antworten geben: Sie veranstalten „Repair-Cafés“, damit die Dinge länger halten, sie kultivieren die lokale Gemüsevielfalt und thematisieren damit auch den Fleischverbrauch, sie schaffen offen zugängliche Orte, um das Recht auf Stadt für alle zu proklamieren. Viele Akteure der DIY-Bewegung sind davon überzeugt, dass nicht das Lamento oder die theoretische Analyse die Welt zum Guten verändert, sondern vor allem eine von vielen Akteuren kollektiv getragene Praxis, die ein räumlich-materielles Experimentierfeld eröffnet, das nicht zuletzt auch durch die zahlreichen Anregungen der Vielen bzw. der Crowd nach und nach geformt wird.

„PRACTICAL TURN“

Die für die Akteure typische Aneignung und Signierung der Umgebung vollzieht sich in Form von kurz- und langfristigen räumlichen Besetzungen, von Umzügen und Paraden und extrem vielfältig als Street Art. Ihr politischer Impetus ist radikal demokratisch und ihr Verhältnis zu bestehenden Strukturen frisch und respektlos. Man hält sich nicht lange mit Kritik oder Diskursen des „Dagegen-Seins“ auf,

sondern übt sich in Inklusivität. Die AktivistInnen gehen nicht in Opposition, sondern antworten experimentell, den Dingen zugewandt und konstruktiv. Sie steigen nicht „aus“, sondern präferieren den praktisch-konstruktiven DIY-Ansatz. Man könnte hier von einem „practical turn“ sprechen. Man versteht sich als PionierIn, auch wenn man das damit verbundene Prekäre zu ertragen hat.

Sowohl die urbanen Gärten wie die temporären Werke der Strickguerilla, bepflanzte Einkaufswagen an unwirtlichen Orten oder auch „Knit Nites“ in Abrissimmobilien unterbrechen Sehgewohnheiten. Die geschickt gesetzten visuellen Zeichen und Bilder öffnen damit den Blick auf eine Umgebung, in der mitgestaltet und mitbestimmt werden kann. Die Subsistenzpraxen haben sichtbare Gemeingüter geschaffen, die vielerorts sogar zu Medienikonen wurden. Der Ort selbst wird zur Botschaft.

Man zeigt, dass man grüne, lebenswerte Orte schaffen kann. Damit ergeben sich Anschlüsse zur Stadtpla-

nung, die ja ebenfalls im Dienste des Gemeinwohls stehen sollte: Wie kann sie die Interventionen als Anregungen für eine fluide Planung lesen?

REPARIEREN, UPCYCLEN, HACKEN

In den neuen Werkstätten und Gärten entwickelt sich ein neues Verhältnis zu den Dingen. Sie werden nicht länger nur als eindeutig definierte Waren betrachtet, die genutzt, verbraucht und weggeworfen werden, sondern als offene und unbestimmte Artefakte. DIY ist insofern eine Variante der Hackerbewegung, die ProtagonistInnen kapern die vorgefertigten Lebens- und Dingwelten für die eigenen Zwecke. Auch die Vorliebe zur Reparatur ist augenfällig. Gebrauchsgegenstände, die kaputt gehen, werden aufgeschraubt, ihr Innenleben wird ergründet und ein „Self-Repair Manifesto“ formuliert, das den Zugang zu den Schaltplänen reklamiert, um ein Gebrauchsgut wirklich in Besitz nehmen zu können: „If you can't fix it you don't own it. – Was du nicht reparieren kannst, das gehört dir auch nicht.“

ZUGANG STATT BESITZ

Die exklusive Inbesitznahme und Zurschaustellung von Gütern ist nicht das Ziel des „commonistischen“ Lebensstils. Vielmehr geht es um die möglichst smarte kollektive Nutzung. Damit gehen die Akteure auf Abstand zu den herrschenden Besitz- und Eigentumsverhältnissen. Dabei legt man zwar eine gewisse Respektlosigkeit für festgeschriebene Eigentumstitel an den Tag, etwa indem man brachliegende Flächen und Häuser für sich beansprucht. Jedoch bemühen sich die AktivistInnen meist um Erlaubnis und Verträge. Man zerstört nichts, man

baut vielmehr auf, man hegt und pflegt, man gleicht aus, man hilft. Der neuen Leitvorstellung zufolge ist alles, was man braucht, schon vorhanden, man muss es (oder sich selbst) nur an die richtige Stelle bewegen!

TUN, ABER NICHT ARBEITEN

Veränderung betrifft auch das Verständnis von bzw. den Begriff der Arbeit. Statt zu „arbeiten“, wird heute in erster Linie „gefunden“, geerntet, kreierte, eingegriffen und frei genutzt. Das bedeutet jedoch nicht, dass in den Projekten nicht viel gearbeitet würde oder dass es keine Mühe machte, sie zu initiieren und am Laufen zu halten. Das Gegenteil ist der Fall. Die Projekte beschäftigen ihre GründerInnen oft rund um die Uhr, und gerade weil die neuen Kollektive die mit ihnen verbundene Komplexität nicht über die herkömmlichen Verfahren (Besitz, Autorität, Charisma) reduzieren können und wollen, ist mit ihrer Aufrechterhaltung ein riesiger Aufwand hinsichtlich Abstimmung und Partizipation verbunden.

Gleichzeitig werden Wahrheiten und Ethiken reformiert, die Arbeit an neuen universalistischen Normen ist in vollem Gange. Sie schließen Mensch, Tier, Pflanze und Dinge ein und bauen die traditionellen Verhältnisse um: Aus Objekten werden Partner, Commoner, mit denen man innerhalb eines Netzwerks von Interdependenzen verbunden ist. Das Lebensgefühl wird bestimmt durch die Auffassung, dass man Teil (eines größeren Ganzen) ist und teilnimmt. Hierarchie wird durch Kooperation ersetzt. Freundlichkeit und Zugewandtheit sind wichtige Quellen einer Verbundenheit, die nicht nur die Mittel des Verstandes, sondern auch körperleibliche und emotionale Aspekte des (Lebendig)seins umfasst. ∞



Zum Weiterlesen:
Stadt der Commonisten.
Neue urbane Räume des
Do it yourself; Baier/
Müller/Werner; 2013.
Seit Mai vergriffen,
aber als PDF erhältlich:
→ www.transcript-verlag.de



**Urban gardening
mit der Hamburger
Volkshochschule**
Urban gardening,
gemeinsames Gärtnern
in der Stadt, können
Sie auch in der VHS
unter **8880MMH02**
→ www.vhs-hamburg.de

ANZEIGE

drk-blutspende.de

 **Deutsches
Rotes
Kreuz**



A woman with long, wavy brown hair is captured in mid-air, jumping towards the camera. She is wearing a black, long-sleeved jumpsuit with a buttoned placket. Her hair is blowing in the wind, and her expression is one of joy or surprise. She is barefoot. The background features a white, paneled door on the left and a black, rectangular wall clock with a glass face on the right. A wooden chair is partially visible on the far right. The floor is made of light-colored wooden planks. The overall lighting is warm and soft.

**„DIE
REALITÄT
IST SEHR
VIEL
BESSER...“**

Die Singer-Songwriterin Cäthe gehört zu den markantesten Stimmen der deutschen Popmusik. Ihr Ziel, einfach nur Musik zu machen, stand für sie schon früh fest. Und dem ist die Wahl-Hamburgerin unbeirrt treu geblieben. Im Interview spricht sie über ihren Lebensweg, ihre Musik und ihre Träume.

Cäthe, Sie haben mit zwölf beschlossen, das Gitarrenspiel zu erlernen. Mit vierzehn hatten Sie Ihr erstes Konzert in einer Kneipe. Nehmen Sie die Dinge immer in die eigene Hand?

Ja. Ich wollte schon als Kind Musik machen. Und da ich auch schon immer meinen eigenen Kopf hatte, war ich sehr beharrlich, um meine Ziele zu erreichen. Ich glaube, dass es bei mir zwei Seiten gibt. Die eine ist die, dass ich einfach dem Gefühl folge, etwas unbedingt machen zu wollen. Das lässt sich mit dem Kopf eigentlich nicht begreifen. Die zweite Seite ist die rationale Seite. Hier treffe ich die Entscheidungen. Bei mir waren die beiden Seiten immer deckungsgleich. Das hilft und so bin ich ziemlich selbstverantwortlich meinen Weg gegangen.

Hat Sie Ihre Familie dabei unterstützt?

Ich komme aus einer Familie, die nicht unbedingt als musikalisch bezeichnet werden kann. Ich musste meine Eltern überzeugen, dass ich Musik unbedingt machen möchte. Vor allem meine Mutter war am Anfang etwas skeptisch. Aber meine Liebe zum Singen hat sich dann doch durchgesetzt. Und meine Mutter hat das irgendwann eingesehen und mich auch unterstützt.

Und welche Musik haben Sie in Ihrer Jugend gehört?

Ich war damals ein kleiner Hippie. Ich habe sehr viel Musik aus den Sechzigern und Siebzigern gehört. Jannis Joplin oder Jimi Hendrix, das war die Musik, die mich damals bewegte. Während meine Freundinnen „Backstreet Boys“ gehört haben, mochte ich lieber die alten Sachen. Diese Musik war für mich authentisch. Kein Schnickschnack, einfach geradlinig. Das hat mich damals sehr angezogen.

Was an Ihrer Musikerkarriere haben Sie geplant, was hat der Zufall entschieden?

Vieles hat sich tatsächlich spontan ergeben. Gut, mein Fokus war immer klar: Ich will Musik machen. Aber der Weg war nicht geplant. Es hat sich vieles einfach aus zufälligen Situationen entwickelt. Und auch aus Begegnungen mit verschiedenen tollen Menschen. Zum Beispiel mit meinen Freunden und Mitmusikern Mika Doo, Gisbert zu Knyphausen oder Florian Eilers – sie haben mich sehr inspiriert. Ich glaube, dass grundsätzlich für meinen Weg die Spontaneität unglaublich wichtig war.

Wie war der Anfang Ihrer Karriere: eher eben oder eher steinig?

Es war manchmal schon ziemlich hart. Du brauchst eine große Portion Durchhaltevermögen, um Erfolg zu haben. Aber wie gesagt: Ich bin sehr beharrlich und ich habe einfach mit meiner Musik weiter gemacht. Natürlich bin ich auch durch emotionale Krisen gegangen. Musste mein Lebensunterhalt mit diversen Nebenjobs wie Crêpes zu verkaufen, Bar-Jobs oder als Weihnachtsmann verdienen. Manchmal habe ich mir auch gesagt: Mensch, das was du machst, ist eine brotlose Kunst, du bist nicht versichert, es ist so unsicher. Aber emotionale Krisen gehören dazu. (lacht) Dadurch bin ich aber auch gewachsen und es hat sich gelohnt.

Wie würden Sie Ihre Musik beschreiben?

Stilistisch will ich mich gar nicht so festlegen. Klar, im Großen und Ganzen mache ich Popmusik. Mich haben ja auch sehr verschiedene Künstler wie Prince, Annie Lennox oder Joni Mitchell geprägt, aber dennoch übernehme ich jetzt nicht irgendwelche Formen oder Ideen von anderen. Für mich kommt es immer auf die Glaubwürdigkeit und Authentizität an. Und deswegen muss die Musik von mir kommen und nur von mir. Meine Musik muss einfach mein Leben erklären.

Komponieren Sie Ihre Stücke selbst?

Ja, immer. Ich bin eine leidenschaftliche Text-Schreiberin. Wenn ich Songs schreibe, ziehe ich mich komplett zurück, denn Schreiben fängt für mich mit der Einsamkeit an. Und wenn ich einen Text fertig habe, arbeite ich zuerst an der Gitarre. Zupfe so vor mich hin. Suche die passende Melodie. Dann setze ich mich an den Rechner und entwickle das Stück mit einem Musikprogramm. In solchen Momenten bin ich ganz autistisch. Ich beschäftige mich stundenlang mit irgendwelchen Details, bis ich das Gefühl habe: so, das ist es. Manchmal lasse ich aber auch die angefangenen Stücke liegen und irgendwann kommt die richtige Idee, wie sie am besten klingen könnten.

Eine letzte Frage noch: Haben sich Ihre Kindheitsträume bezüglich der Musikkarriere erfüllt?

Ja und nein. Meine früheren Vorstellungen haben mich immer angetrieben, Musik zu machen. Das war auch gut so. Sie haben mir die nötige Energie gegeben, um mich zu entwickeln. Aber mit meiner heutigen Realität haben die damaligen Vorstellungen wenig zu tun. Die Realität ist sehr viel besser als meine Träume von früher. Ich bin mittendrin in meiner Musik und das ist grandios. 

INTERVIEW:
ESTHER MANGOLD

FOTOGRAFIE:
OLIVER REETZ



CÄTHE

wurde am 21. November 1982 in Staßfurt (Sachsen-Anhalt) geboren. Ihr bürgerlicher Name lautet Cötharina Sieland. Als sie sieben Jahre alt war, reiste sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder kurz vor der Wende aus der damaligen DDR nach Westdeutschland aus. Mit zwölf Jahren bekam sie ihre erste Gitarre und gab schon zwei Jahre später ihr erstes Konzert. Danach ging alles Schlag auf Schlag: Musik- und Gesangsunterricht, Berufsfachschule für Musik und schließlich der Popkurs an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg. Cäthe lebt seit 2005 in der Hansestadt. Sie gehört zu den bekanntesten deutschsprachigen Singer-Songwritern.

Weitere Infos unter:
-> www.caethe.de



Singen bei der Hamburger Volkshochschule

Gesangskurse in allen Tonlagen, für jedes Alter und überall in der Stadt – vom „Talentfreien Singen“ (0677NNN02) bis zum „Weltmusik-Chor“ (0681MMM01) unter:
-> www.vhs-hamburg.de/singen



MARTIN SUKALE, VINYL—NERD.

AMEISE

Der 35-jährige Martin Sukale presst in einem Blankeneser Hinterhof in Handarbeit an alten Maschinen funkelneue Vinylplatten, die begeisterten Absatz finden. „Do it yourself, direct and fair trade“ lautet die Philosophie des Diplom-Informatikers, der schon seit 1998 Vinylplatten presst. „Ameise“ hat er seine Firma genannt, weil das Unternehmen so klein und fleißig ist wie das winzige Insekt. Sein Erfolg zeigt, dass es auch ohne die riesigen Vertriebs- und Marketingstrukturen der Musikwirtschaft geht. Der Andrang ist so groß, dass die Kunden aus aller Welt inzwischen mit Wartezeiten von zwei Monaten rechnen müssen.

Mehr Infos:

→ www.amei.se



Homerecording bei der Hamburger Volkshochschule

„Homerecording - Das Tonstudio im Wohnzimmer“ (1090MM02) - sein eigener Produzent sein, das lässt sich heute einfach machen durch eine hochentwickelte Technik und das relativ günstige Equipment.

Alle aktuellen
Kurse unter:

→ www.vhs-hamburg.de

1 Würden Sie sich selbst als Nerd bezeichnen?

Ja. (lacht) Ich bin sogar ein echter digitaler Computer-Nerd. Aber hoffentlich ein sozialkompatibler ... (lacht)

2 Sie sind einer der wenigen Vinylplatten-Hersteller, die es noch in Deutschland gibt. Wie entstand Ihre Leidenschaft für Vinyl?

Ich bin ein Kind der 1990er-Jahre. Das war die Zeit der Loveparade. Da wurden eine Million Menschen mit Vinylplatten beschallt. Komischerweise wurde die aber damals totgesagt. Dennoch gab es überall Nischen, in denen die Vinylkultur weiterlebte, zum Beispiel die DJ-Szene. Als Jugendliche wollten wir auch auflegen und „cool“ sein. Irgendwann reichte es mir aber nicht mehr, nur Platten zu kaufen, denn man brauchte welche, die sonst keiner hatte. In letzter Konsequenz blieb dann nur, eigene zu pressen. Ich hing damals mit meinen Freunden in der HipHop-, Reggae- und Punk-Szene rum. Für uns war Vinyl das wichtigste Medium. Und da an diesen Orten der „Do it yourself“-Gedanke viel galt, waren wir der Meinung, wir könnten das „einfach“ selbst machen. Ich hab dann mit großem Glück eine Maschine bekommen – und so fing alles an.

3 Was macht eigentlich die besondere Audio-Qualität einer Vinylplatte aus?

Bei einer Vinylplatte hat man es mit einer echten Schwingung zu tun. Einer Schwingung, die in ein „Master“ geschnitten wurde. Die Tonwelle, die wir in der Natur hören, entspricht dieser Welle, die in die Ur-Platte eingegritzt wurde. Diese Welle ist kontinuierlich – im Gegensatz zum digitalen Format, wo nur eine diskrete Abbildung vorhanden ist. Die hat keine durchgehende Linie, sondern sieht aus wie eine Treppenstufe und ist nur aus Stufen aufgebaut. Man kann sagen, dass diese abgestufte Welle nur die Simulation einer Tonwelle ist. Deswegen ist eine Vinylplatte näher am natürlichen Klang. Viele Menschen mögen diesen Klang lieber. Ich auch.

4 Wie entstehen die Platten bei Ihnen?

Die Künstler schicken uns – meist über das Internet – Audio-Dateien. Die werden dann über einen Digital-Analog-Konverter ausgespielt und mit einer Überspielmachine in ein „Schallplattenmaster“ geschnitten. Von diesem „Master“ wird dann galvanisch eine Pressmatrize abgeformt und diese wiederum in den flüssigen PVC-Kunststoff gepresst.

5 Wie viele Scheiben werden bei Ihnen im Jahr produziert und was kosten sie in der Herstellung?

Wir werden bald insgesamt drei Maschinen lau-

fen haben. Zwei Single-Pressen und eine LP-Presse. Im Moment produzieren wir zwischen 200.000 bis 250.000 Platten im Jahr. Die Tendenz ist steigend. Allerdings verdient man an der eigentlich Pressung nichts, da die Energie-, Material- und Wartungskosten vergleichsweise sehr hoch sind. Die Maschinen sind uralt und im kleinen Stil eigentlich nicht mehr wirtschaftlich zu betreiben. Trotzdem machen wir gerne kleine und auch Kleinst-Auflagen ab einem Stück. Die Kosten für eine Pressmatrize sind allerdings mit 250 Euro schon so hoch, dass es sich für die Kunden normalerweise erst ab 50 bis 100 Platten lohnt. Über das „Mastering“ und unterschiedlich aufwändige Gestaltungsmöglichkeiten können wir sehr exklusive Platten anbieten und damit auch ein bisschen Geld verdienen.

6 Wer lässt seine Platten bei Ihnen pressen?

Es sind Leute aus der ganzen Welt, die bei mir bestellen. Im weitesten Sinne sind das Menschen, die aus der Underground-Szene kommen, also Künstler, die ihre Platten direkt weiterverkaufen, ohne einen Vertrieb oder Verlag im Hintergrund. Dabei ist die musikalische Bandbreite enorm: von Jazz und klassischer Musik über Punk, Reggae, Pop bis Grindcore, Metal und Noise. Alles außer Mainstream.

7 Haben Sie eine Erklärung für das Comeback der Vinylplatten?

Ich bin kein Esoteriker, ich mag Schallplatten und finde die Technik faszinierend und nicht die Frage, ob der Klang besser oder schlechter ist als bei digitalen Formaten. Es kommt für mich eher auf den Inhalt, also die musikalische Idee und Art der Aufnahme an. Mit flüchtigen Speichermedien wie Chips oder Festplatten habe ich allerdings ein Problem: Der Inhalt, der auf ihnen gespeichert ist, kann so schnell wie man ihn runterlädt auch wieder verloren gehen, zum Beispiel durch einen technischen Defekt. Die Vinylplatte dagegen ist mit der haltbarste Tonträger, den wir kennen. PVC hält zirka 500 Jahre. Ich denke, es gibt viele Menschen, die genug haben von der abstrakten, virtuellen Welt und gerne ein klanglich schönes und erfahrbare Medium in den Händen halten möchten.

8 Ist Vinyl die neue CD?

Nein. Vinyl ist nicht so massentauglich wie eine CD. Allein die Herstellungskosten einer Vinylplatte sind viel höher als die einer CD. Wenn man die auf der ganzen Welt verteilten Vinylliebhaber zusammenrechnet, ist die Vinylplatte aber ganz sicher mehr als ein nostalgisches Nischenprodukt. ∞

A close-up portrait of Axel Prahl, a man with a beard and a mohawk hairstyle, wearing a blue denim jacket. The background is dark and textured.

SHMF
5.7. – 31.8.
2014

Schleswig-Holstein
Musik Festival



Axel Prahl

& Das Inselorchester • Blick aufs Mehr

25.8. Hamburg

Museum der Arbeit • Open Air 19⁰⁰

Karten € 49,- 39,- • 0431-23 70 70 • www.shmf.de

Gefördert von SAGA GWG / Mit Unterstützung des Museums der Arbeit

Sparkassen-Finanzgruppe



PROVINZIAL



Familienbande

Ein musikalischer Abend unter Verwandten
Von Franz Wittenbrink und Lutz Hübner

Regie: Franz-Joseph Dieken

Musikalische Leitung: Matthias Kloppe

Ausstattung: Sabine Kohlstedt, Yvonne Marcour

Mit Katharina Abt, Tim Grobe, Caroline Kieseewetter,
Ben Knop/Nico Stank, Fabian Schubert, Julian
Sengelmann, Jasmin Wagner/Lillemor Spitzer, Anne
Wiese, Alice Wittmer

**Zum letzten Mal:
31. Juli bis 30. August 2014**

H A M B U R G E R
K A M M E R S P I E L E



Hamburger Kammerspiele
Hartungstraße 9-11, 20146 Hamburg
040 - 41 33 44 0
www.hamburger-kammerspiele.de



Fotos: Bjo Lohla, Gestaltung: Felix Wandler

**UNSER SOMMER-
HIGHLIGHT FÜR SIE**



Mehr Infos

